DIE OFFIZIELLE SAMMLUNG

AGATHA CHRISTIE

Miss Marples letzte Fälle



HACHETTE

AGATHA CHRISTIE

Miss Marples letzte Fälle

Kurzgeschichten

Hachette Collections

AGATHA CHRISTIE® Marple® Miss Marple®
Sanctuary, A Strange Jest, The Tape-Measure Murder,
The Case of the Caretaker, The Case of the Perfect Maid,
Miss Marple Teils a Story, The Dressmaker's Doll,
In a Glass Darkly
© 2010 Agatha Christie Limited (a Chorion Company).
All rights reserved.

The collection of short stories "Miss Marples final cases" was first published in 1979.

Das Asyl, Ein seltsamer Scherz, Die Stecknadel,
Die Hausmeisterin, Die Perle, Miss Marple erzählt eine Geschichte,
Die Puppe der Schneiderin, Spiegelbild
© 2010 Agatha Christie Limited.
(a Chorion company) All rights reserved.

Copyright © 2010 Hachette Collections
für die vorliegende Ausgabe.
Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Funk, Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art und auszugsweisen Nachdruck, sind vorbehalten.

Satz und Gestaltung: Redaktionsbüro Franke & Buhk, Hamburg
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Inhalt

Das Asyl.....5
Ein seltsamer Scherz..... 32
Die Stecknadel..... 49
Die Hausmeisterin..... 68
Die Perle..... 85
Miss Marple erzählt eine Geschichte..... 102
Die Puppe der Schneiderin..... 113
Spiegelbild..... 141

Das Asyl

Die Arme voller Chrysanthemen, kam die Frau des Vikars um die Ecke des Pfarrhauses. Schwarze Gartenerde haftete an ihren derben Schuhen, und ein paar Erdkrumen klebten an ihrer Nasenspitze, doch sie merkte nichts davon.

Es machte ihr etwas Mühe, das Tor der Pfarrei zu öffnen, denn es hing, verrostet, schon halb aus den Angeln. Ein Windstoß ließ ihren etwas ramponierten Filzhut verrutschen, sodass er noch kühner saß als zuvor. »Verdammt!«, zischte Bunch.

Von ihren optimistischen Eltern auf den Namen Diana getauft, wurde Mrs Harmon schon in frühen Jahren, wohl aus offensichtlichen Gründen, Bunch (Bündel) genannt, und der Name war ihr geblieben. Sie presste die Chrysanthemen an sich und ging über den Friedhof bis zur Kirchentür.

Die Novemberluft war mild und feucht. Wolken fegten über den Himmel und ließen nur hier und dort ein Stückchen Blau frei. Im Innern der Kirche war es dämmerig und kalt, es wurde nicht geheizt, wenn keine Messe war.

»Brrr!«, sagte Bunch ausdrucksvoll. »Ich beeile mich lieber. Ich will ja nicht vor Kälte sterben.«

Mit der Schnelligkeit, die aus langer Übung resultiert, trug sie alles nötige Drum und Dran zusammen: Vasen, Wasser, Blumenhalter. Ich wünschte, wir hätten Lilien, dachte Bunch. Ich hab diese zerrupften Chrysanthemen so satt. Ihre schlanken Finger arrangierten die Blumenstängel auf den Haltern.

Es war nichts besonders Originelles oder Künstlerisches an diesen Dekorationen, denn Bunch Harmon selbst war weder originell noch künstlerisch, aber sie gaben dem Raum eine anheimelnde freundliche Atmosphäre. Bunch trug gerade vorsichtig die Vasen die unteren Stufen zum Altar hinauf, als die Sonne durchbrach.

Sie schien durch die grellbunten Glasscheiben des Ostfensters, die, blau und rot, das Geschenk eines wohlhabenden viktorianischen Kirchgängers waren. Die Wirkung war fast überwältigend in ihrem plötzlichen Reichtum an Farben. Wie Juwelen, dachte Bunch. Plötzlich blieb sie wie angewurzelt stehen. Auf den oberen Altarstufen lag eine dunkle, in sich zusammengesunkene Gestalt.

Bunch setzte behutsam die Vasen ab und eilte darauf zu. Es war ein Mann, der dort zusammengekrümmt lag. Bunch beugte sich über ihn, kniete nieder und langsam, vorsichtig, drehte sie ihn um. Ihre Finger fühlten nach seinem Puls, einem Puls, der so schwach und flatternd ging, dass er seine eigene Geschichte erzählte, genauso wie die grünliche Blässe des Gesichts. Kein Zweifel, dachte Bunch, er stirbt.

Der Mann mochte fünfundvierzig Jahre alt sein, er trug einen dunklen, schäbigen Mantel. Sie legte die Hand, die sie aufgehoben hatte, behutsam nieder. Die andere Hand war, zu einer Faust geballt, fest auf die Brust gepresst. Die Finger hielten ein Taschentuch umklammert, das eine rostige Farbe angenommen hatte. Auch rund um diese verkrampfte Hand bemerkte sie Flecken, die sie für Blut hielt. Bunch hockte sich auf ihre Fersen und überlegte fieberhaft und mit gerunzelter Stirn.

Die Augen des Mannes waren geschlossen, doch jetzt öffnete er sie plötzlich und sah Bunch mit klarem Blick an. Er schien weder bewusstlos noch verwundert zu sein. Sein Blick schien sehr lebhaft und intelligent. Nun beweg-

te er die Lippen, und Bunch beugte sich vor, um ihn verstehen zu können. Er sagte nur die Worte:

»Kirchliches Asyl.«

Ihr schien es, als ob ein schwaches Lächeln über seine Züge huschte, während er die Worte aussprach. Ein Missverständnis war nicht möglich, denn nach einem Augenblick wiederholte er: »Kirchliches Asyl…«

Dann schlossen sich die Augen wieder, und ein lang gezogener Seufzer entrang sich seiner Brust. Noch einmal tasteten Bunchs Finger nach dem Puls. Er schlug noch, doch schwächer jetzt und noch unregelmäßiger. Sie stand entschlossen auf.

»Bleiben Sie still liegen«, sagte sie. »Versuchen Sie nicht, sich zu bewegen. Ich hole Hilfe.«

Wieder öffnete der Mann die Augen, doch diesmal schien seine Aufmerksamkeit auf das bunte Licht, das durch das Ostfenster hereinfloss, gerichtet zu sein. Er murmelte etwas, das Bunch nicht verstand. Sie dachte verwundert nach, ob es der Name ihres Mannes gewesen sein konnte.

»Julian?«, sagte sie. »Kamen Sie hierher, um Julian zu finden?« Aber der Mann gab keine Antwort. Er lag da mit geschlossenen Augen, sein Atem kam in langsamen, schwachen Stößen.

Bunch wandte sich ab und verließ schnell die Kirche. Sie warf einen Blick auf ihre Uhr und nickte erleichtert, Dr. Griffiths würde noch in seiner Praxis sein. Es war ein Weg von nur wenigen Minuten von der Kirche aus. Ohne zu klopfen durchschritt sie das Wartezimmer und betrat die Praxis.

»Sie müssen sofort kommen«, sagte Bunch. »In der Kirche liegt ein Mann im Sterben.«

Kurze Zeit darauf erhob sich Dr. Griffiths nach kurzer Untersuchung von den Knien.

»Können wir ihn ins Pfarrhaus hinüberbringen? Da könnte ich mich besser um ihn kümmern – wir müssen alles versuchen.«

»Natürlich«, sagte Bunch. »Ich gehe voraus und richte alles. Soll ich Harper und Jones herschicken? Sie könnten tragen helfen.«

»Danke. Ich kann vom Pfarrhaus aus einen Ambulanzwagen rufen, aber ich fürchte, bis der kommt…« Er sprach den Satz nicht zu Ende.

Bunch fragte: »Innere Blutungen?«

Dr. Griffiths nickte. Er sagte: »Wie um alles in der Welt kam er hierher?«

»Ich glaube, er muss die ganze Nacht hier gelegen haben«, sagte Bunch, indem sie überlegte. »Harper schließt zwar morgens, wenn er mit der Arbeit beginnt, die Kirche auf, aber gewöhnlich geht er nicht hinein.«

Fünf Minuten später legte Dr. Griffiths den Telefonhörer auf und kam wieder in die Halle, wo der verwundete Mann auf das Sofa gebettet lag. Bunch brachte eine Schüssel mit Wasser, und der Arzt reinigte die Wunde.

»So, das wäre erledigt«, sagte Griffiths. »Ich habe den Krankenwagen gerufen und die Polizei benachrichtigt.« Er schaute mit gerunzelter Stirn auf den Patienten hinab, der mit geschlossenen Augen dalag. Seine linke Hand zuckte nervös und tastend, als ob er nach etwas greifen wollte.

»Man hat auf ihn geschossen«, sagte Griffiths. »Der Schuss ging dicht am Herzen vorbei. Er hat sein Taschentuch auf die Wunde gepresst, um die Blutung zu stillen.«

»Kann er weit gekommen sein, nachdem das passiert ist?«, fragte Bunch.

»Doch ja, das ist möglich. Ein tödlich verwundeter Mann ist bekanntlich einmal aufgestanden und die Straße

hinuntergegangen, so als ob nichts geschehen wäre, und erst nach fünf oder zehn Minuten hat er einen Kollaps bekommen. Es muss also nicht unbedingt in der Kirche auf ihn geschossen worden sein. Es kann natürlich auch Selbstmord sein. Er hat den Revolver weggeworfen und sich dann in die Kirche geschleppt. Ich verstehe nur nicht, warum er in die Kirche ging und nicht ins Pfarrhaus.«

»Doch, das weiß ich«, sagte Bunch. »Er sagte es: ›Kirchliches Asyl‹.«

Der Doktor sah sie an. »Kirchliches Asyl?«

»Da ist ja Julian«, sagte Bunch und wandte den Kopf ihrem Mann zu, als sie seine Schritte hörte. »Julian! Komm bitte.«

Der Vikar, Julian Harmon, betrat die Vorhalle. Seine zerstreute Gelehrtenart ließ ihn sehr viel älter erscheinen, als er wirklich war. »Du liebe Güte«, sagte Julian Harmon und blickte milde verwundert auf die medizinischen Instrumente und auf die lang hingestreckte Gestalt auf dem Sofa.

Bunch erklärte mit knappen Worten, was vorgefallen war.

»Ich fand ihn schwer verletzt in der Kirche. Man hat auf ihn geschossen. Kennst du ihn, Julian? Ich glaube, er hat deinen Namen gesagt.«

Der Vikar trat an das Sofa und sah den sterbenden Mann an. »Armer Teufel«, sagte er und schüttelte den Kopf. »Nein, ich kenne ihn nicht. Ich bin fast sicher, dass ich ihn niemals vorher gesehen habe.«

In diesem Moment schlug der Sterbende noch einmal die Augen auf. Sein Blick wanderte vom Arzt zu Julian Harmon und weiter zu dessen Frau. Seine Augen verweilten dort, sie klammerten sich an Bunchs Gesicht fest. Griffiths trat hinzu.

»Wenn Sie uns sagen könnten…«, fragte er eindringlich.

Doch der Mann schien ihn nicht zu hören, sein Blick blieb auf Bunch geheftet, und er sagte mit schwacher Stimme: »Bitte – bitte – « Dann fiel sein Kopf zur Seite.

Sergeant Hayes schlug seinen Notizblock auf.

»Ist das alles, was Sie mir dazu sagen können, Mrs Harmon?«

»Das ist alles«, sagte Bunch. »Und hier sind die Sachen aus seiner Manteltasche.«

Auf dem Tisch neben Sergeant Hayes' Ellbogen lagen eine Brieftasche, eine ziemlich zerkratzte alte Uhr mit den Initialen W. S. und eine Rückfahrkarte nach London. Sonst nichts.

»Haben Sie herausfinden können, wer er ist?«, fragte Bunch.

»Ein Mr und eine Mrs Eccles haben uns im Revier angerufen. Wie es scheint, ist er ihr Bruder. Mit Namen Sandbourne. Seine Gesundheit und sein Nervenzustand sind schon einige Zeit lang schlecht gewesen, und es wurde in letzter Zeit immer schlimmer. Vorgestern ist er fortgegangen und kam nicht mehr zurück. Er hatte einen Revolver mitgenommen.«

»Und er kam hierher, um sich zu erschießen?«, fragte Bunch. »Warum?«

»Na ja, sehen Sie, er hatte Depressionen…«

Bunch unterbrach ihn. »Das meine ich nicht. Ich frage mich, warum ausgerechnet hier?«

Da Sergeant Hayes darauf offensichtlich keine Antwort wusste, erwiderte er indirekt: »Hierher gekommen ist er mit dem Bus um siebzehn Uhr zehn.«

»Ja«, sagte Bunch wieder. »Aber warum?«

»Ich weiß es nicht, Mrs Harmon«, sagte Sergeant Hayes. »Da gibt es keinen Anhaltspunkt. Wenn einmal das seelische Gleichgewicht gestört ist – «

Bunch beendete den Satz für ihn. »Dann kann man das überall tun. Aber es scheint mir doch absurd, mit einem Bus ausgerechnet hierher zu fahren ohne Grund. Kannte er hier jemanden?«

»Soweit ich unterrichtet bin, nicht«, sagte Sergeant Hayes. Er hüstelte und sagte, indem er aufstand: »Möglicherweise kommen Mr und Mrs Eccles zu Ihnen, um mit Ihnen zu sprechen, Madam, das heißt – wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

»Natürlich macht es mir nichts aus«, sagte Bunch. »Das ist doch verständlich. Ich wünschte nur, ich könnte ihnen etwas sagen.«

»Ich muss jetzt gehen«, sagte Sergeant Hayes.

»Ich bin nur dankbar, dass es kein Mord war«, sagte Bunch, während sie ihn zur Tür brachte.

Vor dem Tor der Pfarrei hatte ein Wagen geparkt. Sergeant Hayes bemerkte nach einem Blick darauf: »Sieht so aus, als ob Mr und Mrs Eccles schon da sind, Madam. Sie wollen wohl mit Ihnen sprechen.«

Bunch straffte sich, sie war bereit, den Besuchern beizustehen in ihrem Leid. Und sie dachte: Ich kann ja immer Julian zu Hilfe holen. Ein Geistlicher ist da genau der Richtige, wenn Menschen Trost bedürfen.

Bunch hätte nicht sagen können, wie sie sich Mr und Mrs Eccles vorgestellt hatte, doch ihre eigene Überraschung wurde ihr bewusst, als sie sie begrüßte. Mr Eccles war ein massiger, blühend aussehender Mensch, dessen Wesen normalerweise wohl gut gelaunt und witzig sein mochte. Mrs Eccles war übertrieben aufgedonnert und zu grell geschminkt. Sie hatte einen kleinen, gemeinen Schmollmund, und ihre Stimme war dünn und schrill.

»Das war ein fürchterlicher Schock, Mrs Harmon, wie Sie sich ja vorstellen können«, sagte sie.

»O ja«, sagte Bunch. »Ich weiß. Es muss sehr schwer für Sie sein. Bitte nehmen Sie Platz. Darf ich Ihnen etwas anbieten? Vielleicht ist es für Tee noch ein wenig zu früh – «

Mr Eccles fuchtelte ablehnend mit den Händen in der Luft herum. »Nein, nein, nichts für uns«, sagte er. »Es ist sehr nett von Ihnen, sicher. Wir wollten nur – nun – tja – hören, was der arme William zuletzt gesagt hat und all das, wissen Sie?«

»Er war lange Zeit drüben in Amerika«, sagte Mrs Eccles. »Und ich glaube, er hat ein paar hässliche Erfahrungen machen müssen. Er war so still und deprimiert, seit er wieder da war. Er meinte, die Welt sei nicht gemacht, um darin zu leben, und er hätte keine Zukunft. Armer Bill, er litt sehr unter diesen Stimmungen.«

Bunch blickte die beiden schweigend an.

»Hat er doch tatsächlich meinem Mann den Revolver weggenommen, jawohl«, fuhr Mrs Eccles fort. »Ohne dass wir es ahnten. Ich glaube, das war Rücksicht auf uns. Er wollte es nicht in unserem Hause tun.«

»Armer, armer Kerl«, sagte Mr Eccles mit einem Seufzer. »Man darf ihn nicht verurteilen.«

Es folgte eine weitere kurze Pause, und Mrs Eccles sagte: »Hat er keine Nachricht für uns hinterlassen? Irgendein letztes Wort, nichts dergleichen?«

Ihre leuchtenden Schweinsäugelchen beobachteten Bunch genau. Auch Mr Eccles beugte sich vor, so, als ob er auf die Antwort begierig wäre.

»Nein«, sagte Bunch ruhig. »Er kam in die Kirche, als er starb. Er sagte nur die Worte: Kirchliches Asyl.«

Mrs Eccles wiederholte mit erstaunter Stimme: »Kirchliches Asyl? Ich glaube, ich weiß nicht recht, was das…«

Mr Eccles unterbrach sie. »Geheiligter Platz, meine Liebe«, sagte er ungeduldig. »Das ist es, was die Frau des Vikars meint. Es ist eine Sünde – Selbstmord, weißt du. Ich nehme an, er wollte hier dafür um Verzeihung bitten.«

»Er wollte etwas sagen, bevor er starb«, sagte Bunch. »Er begann mit ›Bitte‹, aber weiter kam er nicht mehr.« Mrs Eccles führte ihr Taschentuch an die Augen und schniefte.

»Ach Liebling«, sagte sie. »Es ist fürchterlich traurig, nicht wahr?«

»Na, na, schon gut«, sagte ihr Mann. »Nimm dich zusammen. Daran ist nichts mehr zu ändern. Armer Willie. Jetzt hat er seinen Frieden. Nun, herzlichen Dank, Mrs Harmon. Ich hoffe, wir haben Sie nicht aufgehalten. Die Frau eines Vikars hat viel zu tun, das wissen wir.«

Sie reichten ihr die Hände. Dann wandte sich plötzlich Eccles noch einmal um und sagte: »Ach ja, noch etwas. Ich hätte es fast vergessen. Ich glaube, Sie haben noch seinen Mantel hier, nicht wahr?«

»Seinen Mantel?«, Bunch runzelte die Stirn.

Mrs Eccles sagte: »Wir möchten all seine Sachen gern haben, wissen Sie, vielleicht ist das ein wenig sentimental, aber…«

»Er hatte eine Uhr, eine Brieftasche und eine Fahrkarte«, sagte Bunch. »Ich habe alles Sergeant Hayes gegeben.«

»Dann ist ja alles in Ordnung«, sagte Mr Eccles. »Er wird uns die Sachen schon aushändigen, nehme ich an. Seine privaten Papiere werden wohl in der Brieftasche gewesen sein.«

»Es war nur eine Pfundnote darin, sonst nichts«, sagte Bunch.

»Keine Briefe? Nichts dergleichen?«

Bunch schüttelte den Kopf.

»Nun, nochmals herzlichen Dank, Mrs Harmon. Den Mantel, den er anhatte – hat den der Sergeant auch mitgenommen, ja?«

Bunch zog wieder die Stirn in Falten und strengte ihr Gedächtnis an.

»Nein«, sagte sie. »Ich glaube nicht, lassen Sie mich einmal nachdenken. Der Arzt und ich haben ihm den Mantel ausgezogen, um ihn untersuchen zu können und die Wunde zu behandeln.« Sie sah sich nachdenklich im Raum um. »Ich muss ihn mit hinaufgenommen haben mit den Tüchern und der Waschschüssel.«

»Ach, Mrs Harmon, wenn es Ihnen nichts ausmachte… Wir hätten gern seinen Mantel, wissen Sie, das letzte, was er trug. Nun ja, meine Frau hat ihn eben sehr gern gehabt.«

»Natürlich, ich verstehe«, sagte Bunch. »Soll ich ihn nicht zuerst reinigen lassen? Ich fürchte, er ist ziemlich – nun ja – von Blut durchtränkt.«

»O nein, nein, nein, das macht gar nichts. Das ist doch nicht nötig«, sagte er hastig.

Bunch runzelte die Stirn. »Wenn ich nur wüsste, wo ich ihn hingelegt habe. Entschuldigen Sie mich einen Augenblick.« Sie eilte hinauf, und es vergingen etliche Minuten, bis sie mit dem Mantel über dem Arm zurückkehrte.

»Es tut mir leid, dass Sie warten mussten«, sagte sie atemlos. »Meine Zugehfrau hat ihn mit anderen Kleidern, die in die Reinigung sollten, beiseitegelegt. Es hat so lange gedauert, bis ich ihn gefunden habe. Hier ist der Mantel. Ich werde ihn für Sie einpacken.«

Trotz des Protestes packte sie ihn ein, dann verabschiedeten sich die Eccles, nicht ohne sich vorher nochmals umständlich bedankt zu haben.

Bunch ging langsam durch die Vorhalle und betrat das Arbeitszimmer ihres Mannes. Der Vikar Julian Harmon blickte hoch, und sein Gesicht hellte sich auf. Er schrieb gerade seine Predigt und fürchtete, dass er sich vom Interesse an den politischen Beziehungen zwischen Judäa und Persien in der Regierungszeit des Cyrus hatte verleiten lassen, vom Thema abzuschweifen.

»Ja, Liebe?«, fragte er sanft.

»Julian«, begann Bunch. »Was bedeutet eigentlich ›Kirchliches Asyl‹ genau?«

Julian schob, dankbar für die Unterbrechung, seine Predigt beiseite.

»Nun«, sagte er, »das Asylrecht galt in römischen und griechischen Tempeln für die ›cella‹, in der die Statue der Gottheit aufbewahrt wurde. Das lateinische Wort für Altar, ›ara‹, bedeutet auch Schutz.« Er fuhr gelehrt fort: »399 nach Christus wurde das Asylrecht schließlich endgültig in christlichen Kirchen anerkannt. Die früheste Erwähnung dieses Asylrechtes in England finden wir in den Gesetzen, die Ethelbert 600 nach Christus herausbrachte…«

Er fuhr noch eine Zeit lang mit seinem Vortrag fort, wurde aber, wie so oft, durch die Art verwirrt, in der seine Frau den wissenschaftlichen Vortrag aufnahm.

»Liebling«, sagte sie. »Du bist zauberhaft.«

Sie beugte sich über den Schreibtisch und küsste ihn auf die Nasenspitze. Julian fühlte sich wie ein Hund, den man für ein brav vorgeführtes Kunststück lobt.

»Die Eccles waren hier«, sagte Bunch.

Das Gesicht des Vikars verfinsterte sich wieder. »Die Eccles? Wer soll denn das sein?«

»Du kennst sie nicht. Die Frau ist die Schwester des Mannes in der Kirche.«

»Meine Liebe, du hättest mich rufen sollen.«

»Das war gar nicht nötig«, sagte Bunch. »Sie brauchten keine Tröstung. Ich möchte dich etwas fragen.« Sie sah ihn zärtlich an. »Wenn ich dir für morgen alles in den Backofen stelle, meinst du, du kommst dann alleine zurecht, Julian? Ich glaube, ich muss für meine Einkäufe diesmal nach London fahren.«

»Einkäufe?«, fragte ihr Mann verwundert. »Was denn für Einkäufe?«

Bunch lachte etwas verlegen. »Ach, Liebling, weißt du, da gibt es einen Ausverkauf bei Burrows und Portmans. Du weißt doch, Laken, Tischtücher, Handtücher und so. Ich verstehe gar nicht, was immer mit unseren Handtüchern los ist. Alle naselang sind sie kaputt. Übrigens«, fügte sie hinzu, »sollte ich auch mal wieder Tante Janet besuchen.«

Diese liebe alte Dame, Miss Jane Marple, genoss jetzt zwei Wochen lang die Freuden der Großstadt, da ihr Neffe ihr seine komfortable Wohnung überlassen hatte.

»Ja, das ist wirklich nett von Raymond«, murmelte die alte Dame. »Er ist mit Joan für zwei Wochen nach Amerika geflogen und bestand darauf, dass ich in dieser Zeit hier wohne. Und jetzt, liebe Bunch, erzähl mir, was dich bedrückt.«

Bunch war Miss Marples Lieblingspatenkind, und die alte Dame blickte sie voller Zuneigung an, als Bunch ihren besten Filzhut fest auf den Hinterkopf drückte und ihre Geschichte erzählte.

Bunchs Bericht war knapp und klar. Miss Marple nickte, als Bunch geendet hatte. »Ich verstehe«, sagte sie. »Ja, ich verstehe.«

»Und darum meinte ich, müsste ich mit dir sprechen«, fuhr Bunch fort. »Siehst du, wenn ich es nicht klug anstelle – «

»Aber du bist doch klug, mein Liebes.«

»Nein, sicher nicht. Nicht so klug wie Julian.«

»Julian, natürlich, der hat ein großes Wissen und Intellekt«, sagte Miss Marple.

»Ja, das hat er«, sagte Bunch. »Julian hat den Intellekt, und ich, ich habe dafür das Gefühl.«

»Ja, und du hast einen gesunden Menschenverstand, Bunch, und überdies bist du auch noch intelligent.«

»Siehst du, ich weiß nicht genau, was ich jetzt tun muss. Julian kann ich nicht fragen, weil – nun, ich meine, Julian ist so ganz Rechtschaffenheit…«

Diese Erkenntnis schien Miss Marple durchaus zu teilen. Sie sagte: »Ich verstehe, was du sagen willst, Liebes. Wir Frauen – nun ja, das ist etwas ganz anderes.« Dann fuhr sie fort: »Du hast mir erzählt, was geschehen ist, Bunch, aber jetzt möchte ich hören, wie du darüber denkst.«

»Ich denke, dass alles nicht stimmt«, sagte Bunch. »Der Mann, der da in der Kirche lag und starb, wusste genau, was ›Kirchliches Asyl‹ bedeutet. Er sprach es aus, wie Julian es gesagt haben würde. Ich meine, er war belesen, ein gebildeter Mensch. Und wenn er auf sich selbst geschossen hätte, hätte er sich nicht hinterher in eine Kirche geschleppt und ›Kirchliches Asyl‹ gesagt. Ich finde, es ist eindeutig, dass er verfolgt wurde und sich in die Kirche rettete, wo er sicher war. Da durften seine Verfolger ihm nichts mehr anhaben. Es gab einmal eine Zeit, da nicht einmal das Gesetz dort jemand fassen durfte.«

Sie sah Miss Marple fragend an. Die nickte. Bunch fuhr fort: »Diese Leute, diese Eccles, waren so ganz anders. Ungebildet und grob. Und dann ist da noch etwas. Die Uhr des Toten. Sie trug die Initialen W S. auf der Rückseite. Aber innen, ich habe sie aufgemacht, stand in sehr kleinen Buchstaben ›Für Walter von seinem Vater‹ und

das Datum. Walter. Aber die Eccles redeten immer nur von ihm als William oder Bill.«

Miss Marple wollte etwas sagen, aber Bunch war in Fahrt gekommen und sprach hastig weiter. »O ja, ich weiß, man wird nicht immer mit dem Namen gerufen, auf den man getauft wurde. Ich meine, ich kann verstehen, dass man auf den Namen William getauft wurde und ›Häschen‹ oder ›Dickerchen‹ genannt wird oder sonst was. Aber seine Schwester würde ihn nicht William oder Bill nennen, wenn sein richtiger Name Walter wäre.«

»Du glaubst also, sie war gar nicht seine Schwester?«

»Da bin ich sogar ziemlich sicher. Sie waren gräulich – alle beide. Sie kamen in die Pfarrei, um seine Sachen zu holen und um herauszubekommen, ob er irgendetwas gesprochen hat, bevor er starb. Als ich ihnen berichtete, er habe nichts gesagt, sah ich ihren Gesichtern an, wie erleichtert sie waren. Ich glaube«, schloss Bunch, »dass es Eccles war, der ihn erschossen hat.«

»Also Mord?«, sagte Miss Marple.

»Ja«, sagte Bunch. »Mord. Und das ist der Grund, warum ich zu dir gekommen bin, liebe Tante.«

Bunchs Bemerkung mochte einem nicht eingeweihten Zuhörer ungereimt und widerspruchsvoll erscheinen, aber in gewissen Kreisen genoss Miss Marple den Ruf eines kriminalistischen Verstandes.

»Er sagte ›bitte‹ zu mir, ehe er starb«, sagte Bunch. »Er wollte, dass ich etwas für ihn tun sollte. Das Schreckliche ist, ich habe keine Ahnung, was das sein könnte.«

Miss Marple überlegte ein Weilchen, und dann kam sie auf einen Punkt, der auch Bunch schon so oft durch den Kopf gegangen war. »Aber warum ist er überhaupt nach Chipping Cleghorn gekommen?«, fragte sie.

»Du meinst, wenn er des Asylrechts bedurfte, hätte er in jede x-beliebige Kirche gehen können. Er hätte es

nicht nötig gehabt, einen Bus zu nehmen, der nur viermal am Tage fährt, um in unseren kleinen, verlassenen Ort zu fahren.«

»Er muss einen Grund dazu gehabt haben«, dachte Miss Marple laut. »Er muss dorthin gefahren sein, um jemand zu treffen. Chipping Cleghorn ist doch keine große Stadt, Bunch. Vielleicht fällt dir jemand ein, den er hätte treffen wollen?«

Bunch ließ die Einwohner des Ortes an ihrem geistigen Auge vorüberziehen, dann schüttelte sie hoffnungslos den Kopf. »Da ich den Grund nicht weiß, könnte es ja jeder sein«, sagte sie.

»Hat er nicht einen Namen genannt?«

»Doch ja, er sagte Julian, oder so ähnlich. Es könnte auch Julia gewesen sein. Aber soweit ich weiß, gibt es keine Julia in Chipping Cleghorn.«

Sie schloss die Augen, um sich intensiver an die Szene erinnern zu können. Da lag der Mann auf den Altarstufen, die Sonne schien durch das Fenster, dessen rotes und blaues Glas wie Juwelen leuchtete.

»Juwel«, sagte Bunch plötzlich. »Vielleicht war es das, was er gesagt hat. Das Licht, das durch das bunte Fenster floss, glänzte wie Juwelen.«

»Juwel«, sagte Miss Marple nachdenklich.

»Jetzt komme ich auf das Allerwichtigste überhaupt«, sagte Bunch. »Weißt du, weswegen ich hauptsächlich zu dir gekommen bin? Die Eccles wollten unbedingt den Mantel haben. Wir hatten ihn ihm ausgezogen, als der Arzt ihn untersuchte. Es war ein alter, schäbiger Mantel, und es war unverständlich, warum sie so sehr darauf bestanden. Sie gaben vor, es seien sentimentale Gründe, aber das ist Unsinn.

Jedenfalls ging ich, um ihn zu holen, und als ich die Treppe hinaufging, fiel mir wieder ein, dass der Mann

sterbend Bewegungen machte, als ob er etwas aus dem Mantel herausholen wollte. Als ich dann den Mantel in der Hand hatte, untersuchte ich ihn sehr sorgfältig und bemerkte, dass an einer Stelle die Naht mit einem anderen Faden genäht worden war. Ich trennte also auf und fand ein kleines Stück Papier. Ich nähte alles wieder sauber zu. Ich war vorsichtig und denke nicht, dass die Eccles etwas bemerkt haben. Aber ich glaube es nur, ich weiß es nicht. Und dann brachte ich ihnen den Mantel mit irgendeiner Entschuldigung für meine Verspätung.«

»Und das Stück Papier?«, fragte Miss Marple.

Bunch öffnete ihre Handtasche. »Julian weiß nichts davon«, sagte sie, »denn er hätte bestimmt gesagt, ich müsste das den Eccles geben. Aber ich hielt es für besser, es zunächst dir zu zeigen.«

»Ein Gepäckaufbewahrungsschein«, sagte Miss Marple, und nach genauerem Hinsehen: »Vom Bahnhof Paddington.«

»Er hatte eine Rückfahrkarte von London nach Paddington in der Tasche«, sagte Bunch.

Die Blicke der beiden Frauen trafen sich.

»Da muss etwas geschehen«, sagte Miss Marple lebhaft. »Aber es ist wohl ratsam, vorsichtig vorzugehen. Hättest du überhaupt gemerkt, wenn du heute in London verfolgt worden wärest, liebe Bunch?«

»Verfolgt?«, rief Bunch aus. »Du glaubst doch wohl nicht im Ernst – «

»Doch, ich halte das durchaus für möglich«, sagte Miss Marple. »Und deshalb sollten wir Vorsichtsmaßnahmen treffen.« Sie stand flink auf. »Angeblich bist du doch hierher gekommen, um Besorgungen zu machen. Darum halte ich es für das beste, dass wir jetzt gemeinsam diese Einkäufe erledigen. Aber bevor wir das Haus verlassen, möchte ich ein, zwei kleine Vorbereitungen treffen. Ich

schätze«, fuhr sie geheimnisvoll fort, »dass ich den alten Tweedmantel mit dem Biberkragen vorläufig nicht brauche.«

Eineinhalb Stunden danach ließen sich die beiden Damen, völlig erschöpft, bepackt mit Päckchen und Paketen voller mühsam erkämpfter Wäschestücke, in einem kleinen und abgelegenen Gasthaus mit dem Namen »Apple Bough«, nieder, um ihre Kräfte bei Steak und Nierenpastete, gefolgt von Apfeltorte und Eiscreme zu restaurieren.

»Wirklich eine feine Qualität, diese Handtücher«, japste Miss Marple außer Atem. »Auch noch mit einem J als Monogramm. Welches Glück, dass Raymonds Frau Joan heißt. Dann wird sie sie auch noch gebrauchen können, falls ich eher sterbe, als ich erwarte.«

»Ich brauche die Handtücher wirklich«, sagte Bunch. »Und sie waren billig, obwohl nicht so billig wie die, die die Frau mit den roten Haaren mir vor der Nase wegschnappte.«

Eine hübsche junge Frau mit verschwenderisch benutztem Rouge und Lippenstift betrat in diesem Moment das »Apple Bough«. Nachdem sie sich suchend umgeblickt hatte, eilte sie auf den Tisch der beiden zu. Sie legte ein Kuvert neben Miss Marples Ellbogen.

»Da ist es, Miss«, sagte sie munter.

»Oh, danke, Gladys«, sagte Miss Marple. »Vielen herzlichen Dank. Sehr lieb von Ihnen.«

»Es macht mir Freude, wenn ich Ihnen helfen kann«, sagte Gladys. »Ernie sagt immer ›Alles Gute hast du von dieser Miss Marple gelernt, als du in ihrem Dienst warst‹, und ich freue mich immer, wenn ich Ihnen gefällig sein kann, Miss.«

»Ein liebes Mädchen«, sagte Miss Marple, als Gladys gegangen war. »Immer hilfsbereit und freundlich.«

Sie blickte in das Kuvert und reichte es Bunch. »Jetzt sei sehr vorsichtig, Liebes«, sagte sie. »Übrigens, ist der nette junge Inspektor in Melchester noch da?«

»Ich weiß nicht«, sagte Bunch. »Ich nehme es aber an.«

»Gut, wenn nicht, kann ich immer den Hauptwachtmeister anrufen. Ich denke, der erinnert sich noch meiner«, sagte Miss Marple.

»Sicher erinnert er sich«, sagte Bunch. »Niemand kann dich vergessen. Du bist einmalig.« Und sie verabschiedete sich.

In Paddington angekommen, ging Bunch zur Gepäckaufbewahrung und gab ihren Gepäckschein ab. Man brachte ihr einen hässlichen alten Koffer, mit dem sie auf den Bahnsteig trat.

Während der Reise nachhause ereignete sich nichts. Bunch stand auf, als der Zug sich Chipping Cleghorn näherte, und nahm den alten Koffer auf. Sie hatte gerade den Wagen verlassen, als ein Mann den Bahnsteig entlang auf sie zulief, ihr blitzschnell den Koffer aus der Hand riss und damit davonrannte.

»Halt!«, schrie Bunch. »Haltet ihn. Er hat meinen Koffer gestohlen.«

Der Beamte am Ausgangsschalter, ein behäbiger, langsamer Mensch auf dieser ländlichen Station, hatte gerade begonnen mit: »Aber, sehen Sie, so etwas dürfen Sie doch nicht tun«, als ein wohlgezielter Schlag auf die Brust ihn beiseite stieß und der Dieb an ihm vorbei aus dem Bahnhof eilte. Er warf den Koffer in ein dort wartendes Auto und wollte gerade einsteigen, als eine schwere Hand auf seine Schulter fiel, und Hauptwachtmeister Abel sagte: »Na, na, was soll das?«

Bunch kam aus dem Bahnhof gelaufen. »Er hat mir den Koffer aus der Hand gerissen«, sagte sie.

»Unsinn, ich weiß gar nicht, wovon diese Dame spricht. Das ist mein Koffer. Ich bin gerade damit aus dem Zug gestiegen.«

»Das wollen wir erst einmal klären«, sagte der Hauptwachtmeister Abel ruhig.

Er sah Bunch mit einem gleichgültigen Blick an. Niemand hätte daraus schließen können, dass der Hauptwachtmeister Abel und Mrs Harmon lange Stunden in seinem Büro damit verbrachten, die Vorzüge der Düngung von Rosenbüschen mit Knochenmehl zu erörtern.

»Madam, Sie behaupten, das sei Ihr Koffer?«, sagte der Hauptwachtmeister Abel streng.

»Ja«, sagte Bunch. »Das ist meiner.«

»Und Sie, Sir?«

»Ich sage, der Koffer gehört mir.«

Der Mann war groß, dunkel und gut gekleidet, er hatte eine affektierte Sprache und ein hochmütiges Gehabe. Eine weibliche Stimme aus dem Innern des Wagens sagte: »Natürlich ist das dein Koffer, Edwin. Ich verstehe nicht, was diese Frau will.«

»Das werden wir gleich haben«, sagte der Hauptwachtmeister Abel. »Wenn das Ihr Koffer ist, Madam, sagen Sie, was darin ist.«

»Kleider«, sagte Bunch. »Ein langer Tweedmantel mit einem Biberkragen, zwei Wollpullover und ein Paar Schuhe.«

»Das ist deutlich genug«, sagte der Hauptwachtmeister. Er wandte sich fragend an den anderen.

»Ich bin Kostümschneider«, sagte der dunkle Mann wichtig. »Dieser Koffer enthält Theaterkostüme, die ich zu einer Laienaufführung hierher gebracht habe.«

»Gut, Sir«, sagte der Hauptwachtmeister Abel. »Jetzt werden wir einmal einen Blick in den Koffer werfen. Sie gestatten?« Und damit hatte er den Koffer schon in der

Hand. »Wir können auf die Polizeiwache gehen, oder, wenn Sie in Eile sind, werden wir ihn auf dem Bahnhof öffnen.«

»Das ist mir recht«, sagte der dunkle Mann. »Mein Name ist übrigens Moss, Edwin Moss.«

Der Hauptwachtmeister ging mit dem Koffer in den Bahnhof zurück. »Ich gehe nur rasch in die Gepäckabfertigung, George«, sagte er zu dem Beamten an der Sperre.

Der Hauptwachtmeister Abel legte den Koffer auf das Bord der Gepäckabfertigung und ließ die beiden Schlösser aufschnappen, die nicht verschlossen waren. Bunch und Mr Edwin Moss standen neben ihm und warfen sich giftige Blicke zu.

»Also!«, sagte der Hauptwachtmeister Abel, als er den Deckel hochhob.

Säuberlich gefaltet lag ein langer Tweedmantel mit einem Biberkragen darin, zwei wollene Pullover und ein Paar abgetragene Schuhe.

»Genau, wie Sie sagten, Madam«, sagte der Hauptwachtmeister zu Bunch.

Niemand hätte Mr Edwin Moss nachsagen können, dass er mit seinen Gefühlen hinter dem Berge hielt, seine Enttäuschung und seine Verwunderung waren echt und groß.

»Ich muss mich entschuldigen«, sagte er. »Ich muss mich wirklich entschuldigen. Bitte glauben Sie mir, meine liebe Dame, wenn ich Ihnen versichere, wie leid es mir tut. Mein Benehmen war unverzeihlich – ganz unverzeihlich.« Er sah auf seine Uhr. »Ich muss mich beeilen. Wahrscheinlich ist mein Koffer im Zug geblieben.« Indem er noch einmal seinen Hut zog, sagte er mit schmelzender Stimme zu Bunch: »Verzeihen Sie mir, ach, bitte, verzeihen Sie mir«, und eilte davon.

»Lassen Sie ihn denn so einfach weglaufen?«, fragte Bunch in verschwörerischem Flüsterton den Hauptwachtmeister.

Der kniff langsam eines seiner Ochsenaugen zu.

»Er wird nicht weit kommen, Madam«, sagte er, »wenn Sie meine Meinung wissen wollen.«

»Oh!« Bunch war offensichtlich erleichtert.

Der Hauptwachtmeister fuhr fort: »Diese alte Dame hat mich angerufen, die vor ein paar Jahren einmal hier war. Eine großartige Frau, nicht? Den ganzen Tag über hat sich hier allerhand getan. Würde mich nicht wundern, wenn morgen Früh der Inspektor oder der Sergeant zu Ihnen käme.«

Es war der Inspektor, der kam, Inspektor Craddock, an den sich Miss Marple so gut erinnerte. Er begrüßte Bunch mit einem Lächeln wie ein alter Freund.

»Wieder mal ein Verbrechen in Chipping Cleghorn«, sagte er munter. »Es mangelt Ihnen hier nicht an Sensationen, was, Mrs Harmon?«

»Mir wäre weniger noch lieber«, sagte Bunch. »Sind Sie gekommen, um mir Fragen zu stellen, oder wollen Sie mir zur Abwechslung einmal etwas erzählen?«

»Zuerst werde ich Ihnen etwas erzählen«, sagte der Inspektor. »Um es Ihnen gleich vorweg zu sagen: Auf Mr und Mrs Eccles haben wir schon eine ganze Zeit lang ein Auge geworfen. Wir haben Grund zu der Annahme, dass sie in verschiedene Raubüberfälle verwickelt sind. Übrigens hat Mrs Eccles wirklich einen Bruder mit Namen Sandbourne, der erst kürzlich aus Amerika zurückgekommen ist. Dieser Mann, den Sie sterbend auf den Altarstufen gefunden haben, ist tatsächlich nicht Sandbourne.«

»Ich wusste, dass er es nicht war«, sagte Bunch. »Sein Vorname war Walter, nicht William, wie die Eccles ihn immer nannten.«

Der Inspektor nickte. »Sein Name war Walter St. John, und er war gerade vor achtundvierzig Stunden aus dem Gefängnis Charington entflohen.«

»Ja, natürlich«, sagte Bunch leise zu sich selbst. »Er wurde von Gesetzes wegen verfolgt, und er suchte hier Schutz, darum seine Worte ›Kirchliches Asyl‹.« Dann fragte sie: »Was hat er denn getan?«

»Dazu muss ich weit ausholen. Die Geschichte ist ziemlich kompliziert. Vor einigen Jahren gab es eine gewisse Tänzerin, die in der Music Hall engagiert war. Ich nehme nicht an, dass Sie jemals von ihr gehört haben, aber sie trat als orientalische Tänzerin auf, und zwar nannte sich ihre Nummer ›Aladin im Juwelenkeller‹. Dazu trug sie kleine Glasperlengehänge und nicht viel mehr.

Ich glaube, sie war keine besonders gute Tänzerin, aber sie war sehr anziehend. Jedenfalls lief ihr eine asiatische Königliche Hoheit über den Weg. Unter anderem gab dieser Mann ihr ein prachtvolles Smaragdkollier.«

»Etwa die historischen Juwelen eines Radscha?«, flüsterte Bunch. Inspektor Craddock hüstelte: »Nun ja, vielleicht eine etwas modernere Version, Mrs Harmon. Die Affäre dauerte nicht sehr lange. Sie brach ab, als die Aufmerksamkeit unseres Potentaten von einem gewissen Filmstar in Anspruch genommen wurde, der nicht ganz so bescheiden war.

Zobeida, um die Tänzerin bei ihrem Künstlernamen zu nennen, trug das Kollier, und nach kurzer Zeit wurde es ihr gestohlen. Es verschwand aus der Garderobe des Theaters, und die Behörden hatten den Verdacht, sie selbst könnte das Verschwinden arrangiert haben. Solche Sachen kommen vor zur Förderung der Publicity oder auch noch unerfreulicheren Motiven.

Das Kollier ist nie wieder aufgetaucht, doch im Verlauf der Verhandlungen wurde die Aufmerksamkeit der Polizei auf diesen Mann gelenkt, Walter St. John. Er war ein wohlerzogener und gebildeter Mann, der aber heruntergekommen war und der bei einer ziemlich obskuren Firma als Juwelier arbeitete. Die Firma wurde der Hehlerei bei vielen Juwelenrauben verdächtigt.

Es konnte ihm ziemlich einwandfrei nachgewiesen werden, dass das Kollier durch seine Hände gegangen war. Allerdings wurde er wegen eines anderen Juwelenraubes vor Gericht gebracht und ins Gefängnis geschickt. Seine Haftzeit war fast abgelaufen, daher war seine Flucht eine Überraschung.«

»Aber warum kam er hierher?«, fragte Bunch.

»Das möchten wir auch sehr gerne wissen, Mrs Harmon. Wir sind seinen Spuren nachgegangen. Demnach scheint er zuerst in London gewesen zu sein. Er besuchte keinen seiner alten Komplicen, sondern eine alte Frau, eine Mrs Jacobs, die vorher Kostümschneiderin bei einem Theater gewesen war. Sie sagte nicht, warum er zu ihr kam, aber nach den Aussagen anderer Hausbewohner verließ er das Haus mit einem Koffer.«

»Ich verstehe«, sagte Bunch. »Er hinterließ den Koffer in der Gepäckaufbewahrung von Paddington, und dann kam er hierher.«

»Zu dieser Zeit«, fuhr Inspektor Craddock fort, »waren ihm die Eccles und ein Mann, der sich Edwin Moss nennt, auf der Spur. Sie wollten diesen Koffer. Sie beobachteten, wie er in den Bus stieg, und müssen in einem Auto vorausgefahren sein und gewartet haben, bis er ausstieg.«

»Und dann wurde er ermordet?«, sagte Bunch.

»Ja. Er wurde erschossen. Es war Eccles' Revolver, aber ich glaube eher, es war Moss, der den Schuss abgab. Und nun möchten wir wissen, Mrs Harmon, wo jetzt der Kof-

fer ist, den Walter St. John tatsächlich am Bahnhof von Paddington aufgegeben hat?«

Bunch grinste. »Tante Jane hat ihn, ich meine Miss Marple. Es war ganz einfach. Sie schickte ein ehemaliges Dienstmädchen mit einem Koffer, in dem alte Kleidungsstücke waren, zur Gepäckaufbewahrung in Paddington, und wir tauschten die Scheine aus. Ich holte ihren Koffer ab und brachte ihn im Zug hierher. Sie schien erwartet zu haben, dass man ihn mir wegnehmen würde.«

Jetzt lachte Inspektor Craddock. »Das sagte sie, als sie anrief. Ich fahre jetzt nach London. Möchten Sie nicht mitkommen, Mrs Harmon?«

»Tja«, Bunch überlegte. »Eigentlich trifft es sich gut. Ich hatte in der vergangenen Nacht starke Zahnschmerzen, ich müsste unbedingt nach London zu meinem Zahnarzt, finden Sie nicht auch?«

»Ganz bestimmt«, sagte Inspektor Craddock…

Miss Marple sah abwechselnd auf den Inspektor Craddock, dann wieder auf Bunchs neugieriges Gesicht. Der Koffer lag auf dem Tisch. »Natürlich habe ich ihn noch nicht geöffnet«, sagte die alte Dame. »Ich dächte nicht im Traum daran, so etwas zu tun, bis ein Beamter der Polizei dabei wäre. Übrigens«, fügte sie mit einem spitzbübischen Lächeln hinzu, »er ist verschlossen.«

»Haben Sie eine Vermutung, was darin ist, Miss Marple?«, fragte der Inspektor.

»Ich denke mir, Sie wissen es«, sagte Miss Marple. »Ich schätze, Zobeidas Theaterkostüm. Möchten Sie einen Meißel, Inspektor?«

Der Meißel hatte bald seine Arbeit getan. Beide Frauen stöhnten leicht auf, als der Koffer aufsprang. Das Sonnenlicht, das durch die Fenster fiel, brach sich in einem

unerschöpflichen Schatz aus Tausendundeiner Nacht. Es funkelte wie Juwelen in Rot, Blau, Grün und Orange.

»Aladins Keller«, sagte Miss Marple. »Die glitzernden Juwelen, die das Mädchen beim Tanzen trug.«

»Ah«, sagte Inspektor Craddock. »Jetzt frage ich mich, was ist so kostbar daran, dass ein Mann deswegen ermordet wurde?«

»Sie war ein schlaues Mädchen, nehme ich an«, sagte Miss Marple in Gedanken. »Sie ist tot, nicht wahr, Inspektor?«

»Ja, sie starb vor drei Jahren.«

»Sie hatte doch dieses wertvolle Smaragdkollier«, sagte Miss Marple sinnend. »Sie hat die echten Steine aus ihrer Fassung genommen und hier und da in ihr Kostüm eingenäht, wo jeder sie für Glasperlen halten musste. Dann ließ sie sich eine Imitation von dem Kollier anfertigen, und die wurde gestohlen. Kein Wunder, dass sie nie auf den Markt kam. Der Dieb musste bald entdeckt haben, dass die Steine falsch waren.«

»Hier ist ein Kuvert«, sagte Bunch, indem sie die glitzernden Ketten etwas beiseiteschob.

Inspektor Craddock hob es heraus und entnahm ihm zwei Dokumente. Er las laut: »Heiratsurkunde von Walter Edmund St. John und Mary Moss. Das war Zobeidas bürgerlicher Name.«

»Sie waren also verheiratet«, sagte Miss Marple. »Jetzt begreife ich.«

»Und was ist das andere?«, fragte Bunch.

»Die Geburtsurkunde einer Tochter Juwel.«

»Juwel?«, schrie Bunch. »Wieso? Natürlich, Juwel. Jill! Das ist es. Jetzt weiß ich, warum er nach Chipping Cleghorn kam. Das war es, was er mir sagen wollte. Juwel. Die Mundys, ja, natürlich. Sie haben ein kleines Mädchen in Pflege. Sie behandeln es wie ihr Enkelkind. Ja, jetzt fällt

es mir ein, sein Name war Juwel, aber sie haben es Jill genannt.

Mrs Mundy hatte vor einer Woche einen Schlaganfall, und auch der alte Mann ist sehr krank. Er hat eine Lungenentzündung. Sie sind beide ins Krankenhaus gekommen. Ich habe mich bemüht, Jill bei netten Leuten unterzubringen. Ich wollte nicht, dass man sie in ein Heim steckt.

Jetzt nehme ich an, dass ihr Vater im Gefängnis davon gehört hat und flüchtete. Er holte diesen Koffer von der alten Kostümschneiderin, wo er oder seine Frau ihn hinterlassen hatte. Ich nehme an, die Juwelen gehörten wirklich ihrer Mutter, sodass sie jetzt dem Kind gehören.«

»Das glaube ich auch, Mrs Harmon. Wenn sie wirklich da sind, diese Juwelen.«

»Oh, sie werden da sein, ganz sicher«, sagte Miss Marple fröhlich.

»Gott sei Dank, dass du wieder da bist, Liebes«, sagte der Vikar Julian Harmon und umarmte seine Frau mit einem Seufzer der Erleichterung. »Mrs Burt versucht ja wohl, ihr Bestes zu tun, aber heute Mittag hat sie mir Fisch vorgesetzt, der – nun ja – sehr eigentümlich schmeckte. Ich wollte sie nicht beleidigen und sagte nichts. Ich gab den Fisch Tiglatpileser, aber nicht einmal er hat ihn angerührt, und da habe ich alles zum Fenster rausgeworfen.«

»Tiglatpileser«, sagt Bunch und streichelte die Katze, die sich schnurrend an ihrem Knie rieb. »Sie ist auch sehr eigen mit Fisch. Ich sage ihr oft, sie hätte einen verwöhnten Magen!«

»Und deine Zähne, Liebling? Hat der Arzt wieder alles gerichtet?«

»Ja«, sagte Bunch. »Es tat gar nicht so sehr weh, und dann bin ich wieder zu Tante Jane gegangen…«

»Liebe, alte Jane«, sagte Julian. »Ich hoffe, es geht ihr gut.«

»O ja, es geht ihr sehr gut«, sagte Bunch und grinste.

Am darauf folgenden Morgen brachte Bunch frische Chrysanthemen in die Kirche. Die Sonne schien durch das Ostfenster, und Bunch stand in dem wie Juwelen funkelnden Licht auf den Altarstufen. Sie sagte sehr leise: »Deinem kleinen Mädchen wird nichts geschehen, ich verspreche es.«

Dann stieg sie die Altarstufen hinunter und kniete in einer Bank nieder, um zu beten, bevor sie wieder in die Pfarrei zurückging, wo sie die Arbeit von drei Tagen aufzuholen hatte.

Ein seltsamer Scherz

»Und das«, sagte Jane Helier abschließend mit großer Geste, »ist Miss Marple!«

Jane war Schauspielerin und verstand sich darauf, Wirkung zu erzielen. Dies war unverkennbar der Höhepunkt, die Krönung der Schlussszene. In ihrem Ton mischten sich zu gleichen Teilen Ehrfurcht und Triumph. Seltsamerweise war die so großartig Eingeführte nur eine freundliche, betulich aussehende alte Jungfer. Die Augen der beiden jungen Leute, die eben dank Janes freundlicher Vermittlung ihre Bekanntschaft gemacht hatten, verrieten Ungläubigkeit und einen Anflug von Bestürzung. Sie waren ein gut aussehendes Paar: Charmian Stroud, das Mädchen, schlank und dunkel – Edward Rossiter, der Mann, ein hellhaariger, liebenswürdiger junger Hüne.

»Oh!«, stieß Charmian ein wenig atemlos hervor. »Wir freuen uns sehr, Sie kennen zu lernen.« Doch in ihren Augen lag Zweifel. Sie warf einen raschen, fragenden Blick zu Jane Helier.

»Liebling«, sagte Jane mit Überzeugung, »sie ist einfach fabelhaft. Überlasst nur alles ihr! Ich habe euch versprochen, sie herzuholen, und da ist sie.« Zu Miss Marple gewandt fügte sie hinzu: »Sie können ihnen bestimmt helfen. Für Sie ist das ein Kinderspiel.«

Miss Marple richtete ihre freundlichen, porzellanblauen Augen auf Mr Rossiter.

»Möchten Sie mir nicht sagen«, bat sie, »worum es hier eigentlich geht?«

»Jane ist eine Freundin von uns«, warf Charmian ungeduldig ein. »Edward und ich sind in einer argen Klemme. Jane sagte, wenn wir zu ihrem Fest kämen, würde sie uns mit jemanden bekannt machen, der uns – der bereit wäre – «

Edward kam ihr zu Hilfe. »Jane hat uns erzählt, dass Sie eine wahre Meisterdetektivin sind, Miss Marple.«

Die Augen der alten Dame blitzten, doch sie wehrte bescheiden ab. »Aber nein, nein! Nichts dergleichen. Doch wenn man auf dem Dorf lebt, wie ich, dann kann man gar nicht umhin, die Menschen kennen zu lernen. Sie haben mich neugierig gemacht. Erzählen Sie mir von Ihren Schwierigkeiten.«

»Die Sache ist ziemlich banal, fürchte ich – es geht nur um einen vergrabenen Schatz«, erklärte Edward.

»Tatsächlich? Aber das klingt ja höchst aufregend.«

»Ich weiß. Wie Die Schatzinsel. Nur fehlt unserem Problem das übliche romantische Beiwerk. Keine Karte, auf der die Fundstelle durch einen Totenschädel mit gekreuzten Knochen gekennzeichnet ist; keinerlei Richtungsangaben wie vier Schritte nach links, Westnordwest. Es ist ein ganz prosaisches Problem – wo sollen wir graben?«

»Haben Sie denn überhaupt schon einen Versuch gemacht?«

»Das kann man wohl sagen! Wir haben ungefähr zwei Morgen Land umgegraben. Wir brauchen nur noch Gemüse anzupflanzen, dann haben wir den schönsten Nutzgarten.«

»Möchten Sie wirklich die ganze Geschichte hören?«, fragte Charmian ziemlich unvermittelt.

»Aber natürlich, mein Kind.«

»Dann suchen wir uns doch ein stilles Eckchen. Kommt!« Sie ging voraus durch den mit Menschen gefüll-

ten, rauchgeschwängerten Raum, und sie folgten ihr die Treppe hinauf in einen kleinen Salon im zweiten Stockwerk.

Als sie sich gesetzt hatten, begann Charmian ohne Umschweife: »Also, die Sache ist so! Die Geschichte dreht sich um Onkel Matthew. Er war unser Onkel – oder vielmehr Großonkel. Er erreichte ein wahrhaft biblisches Alter. Edward und ich waren seine einzigen Verwandten. Er hatte uns gern und erklärte immer, wenn er eines Tages sterben sollte, würde er uns sein Geld hinterlassen. Nun ist er also im vergangenen März gestorben und verfügte, dass sein gesamtes Vermögen zu gleichen Teilen an Edward und mich gehen sollte. So, wie ich das jetzt erkläre, klingt es ziemlich kaltschnäuzig. Ich will nicht sagen, dass wir uns freuten, als er starb. Wir hatten ihn nämlich wirklich gern. Aber er war vor seinem Tod schon ziemlich lange krank gewesen.

Kurz und gut, das gesamte Vermögen, das er uns hinterließ, war praktisch gar nichts. Und das war, offen gesagt, ein ziemlicher Schlag für uns, nicht wahr, Edward?«

Der liebenswürdige Edward stimmte zu. »Ja«, erklärte er, »wir hatten nämlich ein bisschen mit dem Geld gerechnet. Ich meine, wenn man weiß, dass man etwas Geld zu erwarten hat, dann – na ja, dann strampelt man sich nicht unbedingt ab, um selbst etwas auf die Beine zu bringen. Ich bin beim Militär, und abgesehen von meinem Sold habe ich keine großen Besitztümer. Charmian hat keinen Penny. Sie arbeitet als Spielleiterin bei einem Repertoiretheater; das ist interessant, und es macht ihr Spaß, aber reich werden kann man dabei nicht. Für uns stand fest, dass wir eines Tages heiraten würden, aber die finanzielle Seite machte uns keine Sorgen, weil wir beide wussten, dass wir irgendwann ganz hübsch was erben würden.«

»Und jetzt stehen wir da«, sagte Charmian. »Das Schlimmste ist, dass wir wahrscheinlich Ansteys – das ist der Familienbesitz, und Edward und ich lieben ihn – verkaufen müssen. Die Vorstellung ist uns beiden unerträglich. Aber wenn wir Onkel Matthews Geld nicht finden, dann müssen wir ihn verkaufen.«

»Charmian«, mischte sich Edward ein, »zum entscheidenden Punkt sind wir immer noch nicht gekommen.«

»Hm, ja, dann erzähl du doch weiter.«

Edward wandte sich an Miss Marple. »Sehen Sie, es ist folgendermaßen. Mit zunehmendem Alter wurde Onkel Matthew immer misstrauischer. Es kam so weit, dass er niemand mehr vertraute.«

»Sehr klug von ihm«, stellte Miss Marple fest. »Die Verderbtheit der menschlichen Natur ist unglaublich.«

»Kann sein, dass Sie Recht haben. Jedenfalls war Onkel Matthew dieser Auffassung. Er hatte einen Freund, der sein Geld bei einem Bankkrach verlor; ein anderer seiner Freunde wurde von einem betrügerischen Anwalt um sein Vermögen gebracht, und er selbst verlor einiges Geld, als er in eine Schwindelfirma investierte. Am Schluss jedenfalls pflegte er des langen und breiten zu erklären, das einzig Sichere und Vernünftige wäre es, sein Geld in Goldbarren anzulegen und die Dinger zu vergraben.«

»Aha«, sagte Miss Marple. »Mir geht ein Licht auf.«

»Ja. Einige seiner Freunde widersprachen ihm, hielten ihm vor, dass er auf diese Weise keine Zinsen bekommen würde, aber er behauptete, das spielte keine Rolle. Das Gescheiteste wäre es, pflegte er zu sagen, den Großteil seines Geldes in einer Pappschachtel unter dem Bett zu verwahren oder im Garten zu vergraben.«

»Und als er starb«, fuhr Charmian fort, »hinterließ er kaum etwas in Wertpapieren, obwohl er schwerreich war.

Deshalb glauben wir, dass er sein Geld tatsächlich vergraben hat.«

»Wir stellten nämlich fest«, hakte Edward wieder ein, »dass er von Zeit zu Zeit einen Teil seiner Wertpapiere verkauft und hohe Geldsummen abgehoben hatte. Kein Mensch weiß, was er mit dem Geld gemacht hat. Wir halten es deshalb für wahrscheinlich, dass er sich tatsächlich an seine Prinzipien gehalten und Goldbarren gekauft hat, die er dann im Garten vergrub.«

»Er hat nicht mit Ihnen gesprochen, bevor er starb? Er hat keine Papiere hinterlassen? Keinen Brief?«

»Das ist ja das, was uns verrückt macht. Nichts. Er war mehrere Tage lang bewusstlos, aber dann erholte er sich noch einmal kurz. Er sah uns beide an und lachte leise – es war ein schwaches, dünnes Lachen. ›Ihr beide seid jetzt gut gestellt, meine hübschen Täubchen‹, sagte er. Dann berührte er seine Augen und machte sie ganz weit auf, so als blickte er in weite Ferne, und zwinkerte uns zu. Kurz danach ist er gestorben.«

»Er berührte seine Augen und machte sie ganz weit auf«, wiederholte Miss Marple nachdenklich.

»Sagt Ihnen das etwas?«, fragte Edward eifrig. »Mir fiel dabei eine Arsène-Lupin-Geschichte ein, wo etwas im Glasauge eines Mannes verborgen war. Aber Onkel Matthew hatte kein Glasauge.«

Miss Marple schüttelte den Kopf. »Nein – auf Anhieb fällt mir dabei nichts ein.«

»Jane hat mir erklärt«, bemerkte Charmian enttäuscht, »Sie würden uns augenblicklich sagen, wo wir graben sollen.«

Miss Marple lächelte. »Zaubern kann ich leider nicht. Ich habe Ihren Onkel nicht gekannt, ich weiß nicht, was für ein Mensch er war, und ich kenne weder das Haus noch das umliegende Gelände.«

»Und wenn Sie es kennen lernen würden?«, fragte Charmian.

»Nun, die Sache muss doch eigentlich ganz einfach sein, meinen Sie nicht?«, gab Miss Marple zurück.

»Einfach!«, rief Charmian. »Dann kommen Sie doch mit nach Ansteys. Da werden Sie sehen, wie einfach es ist.«

Möglich, dass ihre Einladung nicht ernst gemeint war, doch Miss Marple sagte sogleich ganz lebhaft: »Das ist aber wirklich nett von Ihnen, mein Kind. Ich habe mir immer schon gewünscht, einmal auf Schatzsuche gehen zu können. Und noch dazu«, fügte sie mit einem strahlenden Lächeln hinzu, »wenn die Liebe mit im Spiel ist.«

»Da sehen Sie's!« sagte Charmian mit dramatischer Geste. Sie hatten soeben einen ausgedehnten Rundgang durch das Gelände von Ansteys beendet. Sie waren durch den Gemüsegarten gewandert, der von tiefen Gräben durchzogen war. Sie waren durch das Wäldchen spaziert, wo um jeden größeren Baum herum die Erde ausgehoben worden war, und hatten traurig den mit Erdhügeln gesprenkelten Rasen betrachtet, der einst glatt und wohl gepflegt gewesen war. Sie waren oben in der Mansarde gewesen, wo alte Schiffskoffer und Truhen durchwühlt worden waren. Sie waren in den Keller hinuntergestiegen, wo Steinplatten aus dem Boden gerissen worden waren. Sie hatten Wände nachgemessen und abgeklopft, und Miss Marple hatte jedes antike Möbelstück begutachten müssen, von dem zu vermuten war, dass es ein Geheimfach enthielt.

Auf einem Tisch im Arbeitszimmer lag ein Stapel von Papieren – alle Unterlagen, die der verstorbene Matthew Stroud hinterlassen hatte. Nicht ein Dokument war vernichtet worden, und Charmian und Edward zog es immer wieder zu ihnen hin. Ernsthaft hatten sie schon unzählige Male die Rechnungen, Einladungen und Geschäftsbriefe

durchgesehen, in der Hoffnung, einen Hinweis zu entdecken, der ihnen bis dahin entgangen war.

»Fällt Ihnen ein Ort ein, wo wir noch nicht gesucht haben?«, fragte Charmian hoffnungsvoll.

Miss Marple schüttelte den Kopf.

»Ich habe den Eindruck, dass Sie beide sehr gründlich zu Werke gegangen sind, mein Kind. Vielleicht, wenn ich das einmal sagen darf, allzu gründlich. Meiner Meinung nach sollte man immer einen Plan haben. Mir fällt in diesem Zusammenhang meine Freundin, Mrs Eldritch, ein. Sie hatte ein wirklich nettes kleines Dienstmädchen, das das Linoleum immer auf Hochglanz bohnerte; aber sie war so gründlich, dass sie den Boden im Badezimmer zu heftig bohnerte, und als Mrs Eldritch aus der Wanne stieg, da rutschte die Matte unter ihren Füßen weg, und sie stürzte äußerst unglücklich und brach sich das Bein. Es war wirklich sehr dumm, weil die Badezimmertür natürlich abgeschlossen war. Der Gärtner musste erst eine Leiter holen und durch das Fenster einsteigen. Schrecklich peinlich für Mrs Eldritch, wie Sie sich vorstellen können.«

Edward trat nervös von einem Fuß auf den anderen.

»Verzeihen Sie«, sagte Miss Marple hastig. »Ich komme immer so leicht vom Hundertsten ins Tausendste, ich weiß. Aber eines erinnert einen eben an das andere. Und manchmal ist das eine Hilfe. Ich wollte damit eigentlich nur sagen, wenn wir uns vielleicht bemühen, unser Gehirn anzustrengen, und uns überlegen, ob es nicht einen Ort gibt – «

»Tun Sie das, Miss Marple«, fiel ihr Edward gereizt ins Wort. »In meinem Gehirn und in Charmians ist inzwischen nur noch gähnende Leere.«

»Sie Ärmster. Natürlich – für Sie ist das alles höchst verdrießlich. Wenn Sie nichts dagegen haben, sehe ich diesen Haufen da einmal durch.« Sie wies auf die Papiere

auf dem Tisch. »Das heißt natürlich, wenn nichts Persönliches darunter ist. Ich möchte nicht den Eindruck erwecken, dass ich schnüffle.«

»Nein, nein, sehen Sie sich die Papiere ruhig an. Ich fürchte nur, Sie werden da auch nichts finden.«

Sie setzte sich an den Tisch und arbeitete sich mit Methode durch den Stoß von Unterlagen. Automatisch sortierte sie die Papiere in mehrere ordentliche kleine Häufchen. Als sie das letzte Blatt aus der Hand gelegt hatte, saß sie ein paar Minuten lang stumm da und starrte auf die säuberlichen Häufchen, die vor ihr lagen.

Nicht ohne einen Anklang von Boshaftigkeit fragte Edward: »Nun, Miss Marple?«

Mit einem kleinen Zusammenzucken fuhr Miss Marple aus ihrer Versunkenheit.

»Entschuldigen Sie. Das war äußerst nützlich.«

»Sie haben etwas entdeckt, das von Belang ist?«

»Nein, nein, das nicht, aber ich glaube jetzt zu wissen, was für ein Mensch Ihr Onkel Matthew war. Ich habe den Eindruck, er war meinem eigenen Onkel Henry ziemlich ähnlich. Er hatte eine Schwäche für recht banale Scherze. Ein Junggeselle offensichtlich – würde mich interessieren, wieso – vielleicht eine frühe Enttäuschung? Bis zu einem gewissen Grad genau und methodisch, aber mit einer Abneigung dagegen, sich festzulegen – das ist bei vielen Junggesellen so.«

Hinter Miss Marples Rücken tippte sich Charmian an die Stirn. Sie ist plemplem, gab sie Edward zu verstehen.

Miss Marple erzählte derweilen munter weiter von ihrem verstorbenen Onkel Henry.

»Er hatte eine Vorliebe für Wortspiele. Und es gibt Leute, die Wortspiele einfach hassen. Solche Wortspiele können natürlich auch enervierend sein. Er war ebenfalls ein misstrauischer Mensch. Dauernd verdächtigte er die

Hausangestellten, ihn zu bestehlen. Manchmal war das natürlich tatsächlich der Fall, aber nicht immer. Und dieses Misstrauen verschlimmerte sich immer mehr. Der Arme war am Ende so weit, dass er das Personal verdächtigte, sein Essen zu vergiften. Er aß nur noch harte gekochte Eier. In ein hartes Ei könnte niemand etwas hineinmanipulieren, sagte er immer. Und dabei war er früher ein so lebensfroher Mensch. Wie hat er seinen Kaffee nach dem Essen immer genossen! ›Dieser Kaffee schmeckt nach Meer‹, pflegte er zu sagen, womit er wissen lassen wollte, dass er mehr haben wollte, verstehen Sie.«

Edward hatte das Gefühl, dass er aus der Haut fahren würde; wenn er sich noch weitere Anekdoten über Onkel Henry anhören müsste.

»Junge Menschen hatte er gern«, fuhr Miss Marple fort, »aber er hatte eine Vorliebe dafür, sie zu necken. Er machte sich zum Beispiel einen Spaß daraus, eine Tüte Bonbons an einen Platz zu legen, wo die Kinder sie zwar sehen, aber nicht erreichen konnten.«

Charmian vergaß alle Höflichkeit und sagte: »Er muss ein grässlicher Mensch gewesen sein.«

»Aber nein, mein Kind, nur ein verschrobener alter Junggeselle, der an Kinder nicht gewöhnt war. Und dumm war er ganz und gar nicht. Er hatte immer ziemlich viel Geld im Haus, und deshalb ließ er einen Safe einbauen. Er machte großen Wirbel darum, erklärte allen, die es hören wollten, wie sicher der Safe sei. Das Resultat war, dass eines Nachts Einbrecher kamen, und sie schnitten doch tatsächlich ein Loch in den Safe.«

»Recht geschehen«, bemerkte Edward.

»Aber der Safe war leer«, erklärte Miss Marple. »In Wirklichkeit bewahrte er nämlich sein Geld an einem ganz anderen Ort auf – hinter einer mehrbändigen Ausgabe frommer Sprüche und Predigten in der Bibliothek.

Solche Bücher zögen die Leute nie aus den Regalen, sagte er.«

»He!«, unterbrach Edward aufgeregt. »Das ist ein Gedanke! Vielleicht in der Bibliothek.«

Doch Charmian schüttelte nur verächtlich den Kopf.

»Glaubst du, daran hätte ich nicht gedacht? Letzten Dienstag, als du in Portsmouth warst, habe ich sämtliche Bücher durchgesehen. Eines nach dem anderen habe ich herausgenommen und geschüttelt. Da ist nichts.«

Edward seufzte. Dann raffte er sich zusammen und versuchte nunmehr, den enttäuschenden Gast auf möglichst taktvolle Art loszuwerden.

»Es war sehr freundlich von Ihnen, mit uns hier herunterzukommen und zu versuchen, uns zu helfen. Es tut mir leid, dass nichts dabei herausgekommen ist. Ich fürchte, wir haben Ihnen nur die Zeit gestohlen. Aber ich hole jetzt gleich den Wagen heraus, dann können Sie den Zug um fünfzehn Uhr dreißig – «

»Aber nein«, unterbrach ihn Miss Marple. »Wir müssen doch noch das Geld finden, oder nicht? Sie dürfen die Flinte nicht ins Korn werfen, Mr Rossiter. Man muss für den Erfolg arbeiten.«

»Soll das heißen, dass Sie – dass Sie es weiter versuchen wollen?«

»Genau genommen«, gab Miss Marple zurück, »habe ich noch gar nicht begonnen. ›Erst fange man einen Hasen‹, wie Mrs Beaton in ihrem Kochbuch schreibt – ein prächtiges Buch, aber sündteuer; die meisten Rezepte beginnen mit den Worten: Man nehme einen halben Liter Sahne und ein Dutzend Eier. Hm, Augenblick, wo war ich gleich? Ach, ja. Also, den Hasen haben wir sozusagen jetzt gefangen – wobei der Hase natürlich Ihr Onkel Matthew ist. Nun müssen wir uns nur noch überlegen, wo er

das Geld versteckt hätte. Das müsste eigentlich ganz einfach sein.«

»Einfach?«, echote Charmian.

»Gewiss, mein Kind. Ich bin überzeugt, er hätte das Nächstliegende getan. Ein Geheimfach – das ist mein Tipp.«

»Goldbarren kann man nicht in einem Geheimfach verstecken«, stellte Edward trocken fest.

»Nein, natürlich nicht. Aber es gibt keinen Anlass anzunehmen, dass das Geld in Goldbarren steckt.«

»Er hat doch immer gesagt – «

»Ja, mein Onkel Henry hat auch immer von seinem Safe gesprochen. Ich vermute deshalb stark, dass das nur ein Täuschungsmanöver war. Diamanten – die ließen sich leicht in einem Geheimfach unterbringen.«

»Aber wir haben doch in allen Geheimfächern nachgesehen! Wir haben extra einen Schreiner kommen lassen, der sich die Möbel angesehen hat.«

»Tatsächlich? Das war sehr klug von Ihnen. Ich würde sagen, dass der Schreibtisch Ihres Onkels am ehesten infrage kommt. Ist das der hohe Sekretär dort an der Wand?«

»Ja. Ich zeige Ihnen alles.«

Charmian ging zu dem Sekretär. Sie zog die Klappe herunter. Dahinter befanden sich viele kleine Fächer und Schubladen. Sie zog ein kleines Türchen in der Mitte auf und drückte auf eine Feder in der Schublade links davon. Der Boden des Mittelfachs glitt mit einem feinen Knacken nach vorn. Charmian zog ihn heraus. Darunter befand sich ein nicht sonderlich tiefes Fach. Es war leer.

»So ein Zufall!«, rief Miss Marple. »Mein Onkel Henry hatte genau den gleichen Schreibtisch. Nur war seiner aus Walnuss, und der hier ist aus Mahagoni.«

»Auf jeden Fall«, bemerkte Charmian, »ist das Fach leer, wie Sie sehen können.«

»Ich nehme an«, gab Miss Marple zurück, »Ihr Schreiner war ein junger Mann. Nicht allzu bewandert. Die Leute jener Zeit waren sehr raffiniert, wenn sie geheime Verstecke einbauten. Es gibt da häufig ein Geheimfach im Geheimfach.«

Sie zog eine Nadel aus ihrem fest gedrehten grauen Haarknoten. Nachdem sie sie geradegebogen hatte, senkte sie ihre Spitze in eine winzige Öffnung auf einer Seite des Geheimfachs, die wie ein Wurmloch aussah. Mit ein wenig Mühe zog sie eine kleine Schublade heraus. In ihr lagen ein Bündel vergilbter Briefe und ein zusammengefaltetes Blatt Papier.

Edward und Charmian stürzten sich gleichzeitig auf den Fund. Mit zitternden Fingern faltete Edward das Blatt Papier auseinander. Gleich darauf schleuderte er es mit einem Ausruf des Zorns von sich.

»Ein Kochrezept! Für Wiener Kaiserschmarren!«

Charmian löste das Band, das die Briefe zusammenhielt. Sie zog einen heraus und warf einen Blick darauf.

»Liebesbriefe!«

Miss Marple war hingerissen.

»Wie interessant! Vielleicht erfahren wir jetzt den Grund, weshalb Ihr Onkel nie geheiratet hat.«

Charmian las vor:

»Mein liebster Matthew,
ich muss gestehen, die Zeit ist mir lang geworden, seit ich Deinen letzten Brief erhalten habe. Ich versuche, mich ganz den Aufgaben zu widmen, die mir auferlegt sind, und sage mir oft, wie glücklich ich mich preisen kann, Gelegenheit zu haben, so viel von der Welt zu sehen. Als ich damals nach Amerika reiste, hätte ich mir al-

lerdings nicht träumen lassen, dass ich eines Tages auf diese fernen Inseln verschlagen werden würde.«

Charmian brach ab. »Woher kommt der Brief? Oh! Aus Hawaii!«

Sie fuhr fort:

»Diese Eingeborenen hier sind leider noch weit entfernt davon, erleuchtet zu werden. Sie befinden sich noch in einem Zustand der Nacktheit und der Wildheit und bringen fast ihre ganze Zeit damit zu, zu schwimmen und zu tanzen und sich mit Blumenkränzen zu schmücken. Mr Gray hat einige von ihnen zum Glauben bekehrt, aber es ist mühsame Arbeit, und er und Mrs Gray sind oft sehr entmutigt. Ich gebe mir alle Mühe, sie aufzuheitern und zu ermutigen, aber auch mir ist oft traurig ums Herz. Den Grund kannst Du Dir wohl denken, mein lieber Matthew. Ja, die Trennung ist eine schwere Prüfung für ein liebendes Herz. Die Beteuerungen Deiner unwandelbaren Liebe und Zuneigung haben mich sehr getröstet. Mein Herz gehört jetzt und immer Dir, mein lieber Matthew.
Ich grüße Dich aus der Ferne und bitte Dich, mir zu glauben, dass ich Dir immer gut sein werde.
Deine Dich liebende Betty Martin.

P.S. Ich schicke den Brief wie immer an unsere gemeinsame Freundin Matilda Graves. Ich hoffe, der Himmel wird mir diese kleine List verzeihen!«

Edward stieß einen Pfiff aus.

»Eine Missionarin! Das also war Onkel Matthews Liebe. Ich möchte wissen, warum die beiden nie geheiratet haben.«

»Sie scheint in der ganzen Welt herumgekommen zu sein«, bemerkte Charmian, während sie die Briefe durchsah. »Mauritius – alle möglichen Länder der Erde. Sie ist

wahrscheinlich am Gelben Fieber gestorben oder so was.«

Ein leises Lachen riss die beiden jungen Leute aus ihren Betrachtungen. Miss Marple war offenbar sehr erheitert. »Na so was!«, sagte sie. »Wer hätte das gedacht!«

Sie überflog gerade das Rezept für den Wiener Kaiserschmarren. Als sie die fragenden Blicke der jungen Leute bemerkte, las sie vor:

»›Wiener Kaiserschmarren. Man nehme sechs Eier, einen Viertel Liter Milch, zwei Löffel Zucker, zweihundert Gramm Mehl, Salz. Eigelb und Zucker, Salz und Milch verrühren. Das Mehl dazu, Eischnee vorsichtig unterheben, zuletzt eine Hand voll Sultaninen. Das Ganze in der Pfanne goldbraun backen und kleine Stücke abstechen. Fertig ist der Schmarren!‹

Was sagen Sie dazu?«

»Viel zu süß«, erklärte Edward unwirsch.

»Nein, nein, das schmeckt sicher köstlich – aber wie denken Sie über das Ganze?«

Ein Licht der Erleuchtung erhellte plötzlich Edwards Gesicht.

»Glauben Sie, es ist eine verschlüsselte Botschaft?« Er packte das Blatt mit dem Rezept. »Schau her, Charmian, das könnte es sein. Es gibt doch sonst keinen Grund, ein Kochrezept in einer Geheimschublade zu verstecken.«

»Genau«, bestätigte Miss Marple. »Das ist sehr bedeutsam.«

»Ich weiß, was es sein könnte«, ließ sich Charmian vernehmen. »Unsichtbare Tinte. Machen wir das Papier doch mal heiß. Schalte die Heizplatte ein.«

Edward tat es, doch keine Spuren einer Geheimschrift zeigten sich unter Einwirkung der Wärme.

Miss Marple hüstelte. »Wissen Sie, ich glaube wirklich, Sie machen es sich zu schwer. Das Rezept ist gewissermaßen nur ein Hinweis. Das Wichtigste sind meiner Ansicht nach die Briefe.«

»Die Briefe?«

»Insbesondere«, sagte Miss Marple, »die Schlussformel. Sie ist bei allen Briefen gleich.«

Doch Edward hörte nur mit halbem Ohr zu.

»Charmian«, rief er aufgeregt. »Komm her! Miss Marple hat Recht. Schau – die Umschläge sind alt, das stimmt. Aber die Briefe selbst wurden viel später geschrieben.«

»Genau«, sagte Miss Marple wie zuvor.

»Sie sind nur auf alt gemacht. Ich möchte wetten, dass Onkel Matthew sie selbst geschrieben hat…«

»Ganz recht«, meinte Miss Marple.

»Die ganze Geschichte ist erfunden. Es hat nie eine Missionarin gegeben. Das kann nur eine verschlüsselte Botschaft sein.«

»Meine Lieben, es ist wirklich nicht nötig, die ganze Sache so kompliziert zu sehen. Ihr Onkel war im Grund ein einfacher Mensch. Nur seinen kleinen Spaß wollte er haben, das ist alles.«

Zum ersten Mal zollten sie ihr ungeteilte Aufmerksamkeit.

»Wie meinen Sie das, Miss Marple?«, erkundigte sich Charmian.

»Ich meine, mein Kind, dass sie das Geld in diesem Augenblick in Ihren Händen halten.«

Charmian starrte auf die Briefe.

»Die Schlussformel, mein Kind. Sie verrät alles. Das Rezept ist, wie gesagt nur ein Hinweis. Was ist es denn in Wirklichkeit? Am Schluss steht es klar und deutlich. Ein Schmarren! Mit anderen Worten, Quatsch! Es ist also

klar, dass die Briefe das Wichtige sind. Die Schlussformel, die in allen Briefen die gleiche ist: Ich grüße Dich aus der Ferne und werde Dir immer gut sein! Und das nun im Zusammenhang mit dem, was Ihr Onkel tat, kurz bevor er starb. Er berührte seine Augen, sagten Sie, und machte sie weit auf, als blickte er in die Ferne. Na bitte – da haben Sie's. Das ist der Hinweis auf die Lösung des Rätsels.«

»Sind wir verrückt, oder sind Sie es?«, fragte Charmian.

»Aber mein Kind, Sie kennen doch gewiss das Sprichwort: Warum in die Ferne schweifen, sieh, das Gute liegt so nah!«

Edward stieß einen unterdrückten Schrei aus und blickte auf den Brief in seiner Hand.

»Ich grüße Dich aus der Ferne und bin Dir immer gut!«

»Richtig, Mr Rossiter. Wie Sie eben selbst sagten, hat es diese treue Geliebte nie gegeben. Die Briefe wurden von Ihrem Onkel geschrieben, und ich könnte mir denken, dass er viel Spaß dabei gehabt hat. Die Schrift auf den Umschlägen ist, wie Sie ebenfalls bemerkten, viel älter – die Umschläge können gar nicht zu den Briefen gehören, weil der Poststempel auf dem, den Sie in der Hand halten, von achtzehnhunderteinundfünfzig ist.«

Sie machte eine Pause.

»Achtzehnhunderteinundfünfzig«, sagte sie dann mit Nachdruck. »Das erklärt doch wohl alles.«

»Mir nicht«, versetzte Edward.

»Ja, natürlich«, meinte Miss Marple. »Mir würde es wahrscheinlich auch nichts sagen, wenn nicht mein Großneffe Lionel wäre. Ein reizender Junge, wirklich, und ein leidenschaftlicher Briefmarkensammler. Er kennt sich auf diesem Gebiet glänzend aus. Von ihm habe ich erfahren, dass es ganz besonders seltene und wertvolle Briefmarken gibt, und er erzählte mir, dass ein ganz fan-

tastischer neuer Fund zur Versteigerung gekommen sei. Ich erinnere mich besonders an eine Briefmarke, die er erwähnte – eine blaue Zwei-Cent-Marke von achtzehnhunderteinundfünfzig. Sie erzielte an die fünfundzwanzigtausend Dollar, glaube ich. Stellen Sie sich das vor! Ich denke mir, dass auch die anderen Marken besonders seltene und wertvolle Exemplare sind. Ihr Onkel hat zweifellos über einen Händler gekauft und darauf geachtet ›seine Spuren zu verwischen‹, wie es in Detektivgeschichten immer heißt.«

Edward stöhnte. Er ließ sich in einen Sessel fallen und schlug die Hände vor sein Gesicht.

»Was ist denn los?«, fragte Charmian.

»Nichts. Mir ist nur eben der entsetzliche Gedanke gekommen, dass wir diese Briefe taktvoll verbrannt hätten, wenn nicht Miss Marple gewesen wäre.«

»Ja, ja«, meinte Miss Marple, »das machen sich diese alten Herren, die so gern Schabernack treiben, niemals klar. Ich erinnere mich, dass Onkel Henry einmal seiner Lieblingsnichte zu Weihnachten eine Ein-Pfund-Note schickte. Er steckte sie in eine Weihnachtskarte, klebte die Karte zusammen und schrieb darauf, ›In Liebe und mit den besten Wünschen. Leider reicht es in diesem Jahr nicht zu mehr.‹

Das arme Ding war ziemlich verärgert über seinen scheinbaren Geiz und warf die Karte in ihrem Zorn gleich ins Feuer; da musste er ihr natürlich noch einen Schein schicken.«

Edwards Gefühle Onkel Henry gegenüber hatten eine schlagartige Wandlung durchgemacht.

»Miss Marple«, sagte er, »ich hole jetzt eine Flasche Champagner herauf, und dann trinken wir alle auf das Wohl Ihres Onkel Henry.«

Die Stecknadel

Miss Politt nahm den Türklopfer und pochte wohl erzogen an die Tür des kleinen Hauses. Nach einer diskreten Pause klopfte sie nochmals. Das Paket unter ihrem Arm verrutschte ein wenig, und sie schob es wieder in die richtige Lage. Im Inneren des Päckchens befand sich Mrs Spenlows neues grünes Winterkleid, fertig zur Anprobe. An Miss Politts linker Hand baumelte ein Beutel aus schwarzer Seide, in dem ein Maßband, ein Nadelkissen und eine große, gut zu handhabende Schere steckten. Miss Politt war groß und hager, mit einer scharf geschnittenen Nase, aufgeworfenen Lippen und spärlichem, eisengrauen Haar. Sie zögerte, ehe sie ein drittes Mal zum Türklopfer griff. Als sie einen Blick die Straße hinuntersandte, sah sie eine rasch näherkommende Gestalt. Miss Hartnell, fünfundfünfzig, stets frohgemut, mit einer Haut wie ein Lederapfel, rief in gewohnt dröhnendem Bass:

»Guten Tag, Miss Politt!«

»Guten Tag, Miss Hartnell!«, gab die Schneiderin zurück. Ihre Stimme war äußerst dünn, ihre Sprechweise geziert. Sie hatte ihre berufliche Laufbahn als hochherrschaftliche Zofe begonnen. »Entschuldigen Sie«, fuhr sie fort, »aber Sie wissen wohl nicht zufällig, ob Mrs Spenlow vielleicht ausgegangen ist?«

»Keine blasse Ahnung«, erwiderte Miss Hartnell.

»Es ist ein bisschen dumm, wissen Sie. Ich sollte heute Nachmittag zur Anprobe zu Mrs Spenlow kommen, um halb vier, sagte sie.«

Miss Hartnell schaute auf ihre Armbanduhr. »Jetzt ist es kurz nach halb.«

»Ja. Ich habe dreimal geklopft, aber es rührt sich niemand. Deshalb überlege ich mir, ob Mrs Spenlow vielleicht ausgegangen ist und den Termin vergessen hat. In der Regel vergisst sie allerdings ihre Termine nicht, und sie möchte das Kleid übermorgen anziehen.«

Miss Hartnell trat durch das Gartentor und schritt den Weg hinauf zu Miss Politt, die immer noch vor der Tür des Häuschens stand.

»Wieso macht Gladys nicht auf?«, fragte sie. »Ach nein, natürlich, wir haben ja Donnerstag – das ist Gladys' freier Tag. Ich nehme an, Mrs Spenlow macht ein Nickerchen. Vermutlich haben Sie mit dem Ding hier nicht genug Krach gemacht.«

Sie packte den Türklopfer und trommelte ein ohrenbetäubendes Rat-a-tat-tat, während sie gleichzeitig mit der Faust gegen die Tür hämmerte.

»Hallo, da drinnen!«, rief sie mit Stentorstimme.

Nichts rührte sich.

»Ach«, murmelte Miss Politt, »wahrscheinlich hat es Mrs Spenlow doch vergessen und ist ausgegangen. Ich komme ein andermal vorbei.«

Sie machte Anstalten zu gehen.

»Blödsinn«, erklärte Miss Hartnell mit Entschiedenheit. »Sie kann nicht ausgegangen sein. Da hätte ich sie getroffen. Ich schaue mal eben hier durch das Fenster. Mal sehen, ob ein Lebenszeichen zu entdecken ist.«

Sie lachte auf ihre gewohnte herzhafte Art, um anzuzeigen, dass dies ein Scherz war, und warf einen flüchtigen Blick durch die Scheibe, die am nächsten war – flüchtig deshalb, weil sie sehr wohl wusste, dass das nach vorn hinaus liegende Zimmer selten benutzt wurde. Mr und

Mrs Spenlow zogen es vor, sich im kleinen Salon aufzuhalten, der nach hinten hinaus ging.

Doch mochte der Blick auch flüchtig sein, er erfüllte seinen Zweck. Zeichen von Leben allerdings entdeckte Miss Hartnell keine; im Gegenteil, sie erblickte durch das Fenster Mrs Spenlow, die auf dem Kaminvorleger lag – tot.

»Natürlich«, erklärte Miss Hartnell, wenn sie später die Geschichte erzählte, »behielt ich einen kühlen Kopf. Diese Politt, diese Person, hätte ja keine blasse Ahnung gehabt, was sie tun sollte. ›Auf keinen Fall dürfen wir den Kopf verlieren‹, sagte ich zur ihr. ›Sie bleiben hier, und ich hole Constable Palk.‹ Sie jammerte, dass sie nicht allein zurückbleiben wollte, aber darauf achtete ich gar nicht. Mit solchen Leuten muss man energisch umgehen. Ich habe immer festgestellt, dass sie es genießen, Getue zu machen. Ich wollte also gerade losmarschieren, als genau in diesem Moment Mr Spenlow um die Ecke kam.«

Hier legte Miss Hartnell eine viel sagende Pause ein. Sie gab ihrem jeweiligen Zuhörer Gelegenheit, atemlos zu fragen: »Und was machte er für ein Gesicht?«

»Offen gesagt«, pflegte Miss Hartnell darauf fortzufahren, »ich hatte ihn sofort in Verdacht! Er war viel zu gelassen. Er schien nicht im Geringsten überrascht. Und Sie können sagen, was Sie wollen, es ist einfach unnatürlich, dass ein Mann, wenn er hört, dass seine Frau tot ist, keinerlei Gefühle zeigt.«

Da stimmten alle zu.

Auch die Polizei. So verdächtig fand sie Mr Spenlows gleichmütige Gelassenheit, dass sie schleunigst nachforschten, wie sich die finanziellen Verhältnisse des Herrn nach dem Tode seiner Gattin gestalteten. Als sie entdeckten, dass Mrs Spenlow der betuchte Ehepartner gewesen war und dass ihr Vermögen laut Testament, das kurz nach der Eheschließung gemacht worden war, ihrem

Mann zufallen sollte, vertiefte sich der Verdacht der Polizei weiter.

Miss Marple, die alte Jungfer mit dem lieben Gesicht – und der, wie einige Leute behaupten, bösen Zunge –, die in dem Haus neben dem Pfarrhaus wohnte, wurde sehr früh schon vernommen – innerhalb einer halben Stunde nach Entdeckung des Verbrechens. Sie wurde von Constable Palk aufgesucht, der mit amtlicher Miene in einem Notizbuch blätterte.

»Wenn Sie nichts dagegen haben, Madam, ich hätte da ein paar Fragen an Sie.«

»In Zusammenhang mit der Ermordung von Mrs Spenlow?«, fragte Miss Marple.

Palk war verdutzt. »Darf ich fragen, Madam, wie Ihnen das zu Ohren gekommen ist?«

»Der Fisch«, antwortete Miss Marple.

Diese Erwiderung war Palk durchaus verständlich. Er vermutete ganz richtig, dass der Lieferbursche des Fischhändlers Miss Marple die Neuigkeit zusammen mit ihrem Abendessen überbracht hatte.

»Sie lag im Wohnzimmer auf dem Boden«, fuhr Miss Marple freundlich fort. »Erdrosselt – möglicherweise mit einem sehr schmalen Gürtel. Aber was es auch gewesen ist, es lag nicht mehr am Tatort.«

Palks Miene war zornig. »Wie dieser Fred nur immer gleich alles weiß, was – «

Miss Marple bremste geschickt den einsetzenden Redestrom. Sie sagte: »Sie haben eine Nadel in Ihrer Uniformjacke stecken.«

Verblüfft sah Palk an sich hinunter. »Nun«, versetzte er, »es heißt ja, ›Nadel, die am Boden lag, bringt dir Glück den ganzen Tag‹.«

»Ich hoffe, das wird sich bewahrheiten. Also, was soll ich Ihnen für Auskünfte geben?«

Palk räusperte sich, machte ein wichtigtuerisches Gesicht und steckte die Nase in sein Notizbuch.

»Mr Arthur Spenlow, der Ehegatte der Toten, machte vor mir folgende Aussage: Mr Spenlow erklärt, dass er um vierzehn Uhr dreißig von Miss Marple angerufen wurde, die ihn bat, um fünfzehn Uhr fünfzehn zu ihr zu kommen, da sie ihn dringend um einen Rat bitten wollte. Ist das richtig, Madam?«

»Ganz und gar nicht«, erwiderte Miss Marple.

»Sie haben Mr Spenlow nicht um vierzehn Uhr dreißig angerufen?«

»Weder um vierzehn Uhr dreißig noch zu einer anderen Zeit.«

»Aha«, sagte Constable Palk und lutschte mit erheblicher Befriedigung an seinem Schnurrbart.

»Was hat Mr Spenlow sonst noch gesagt?«

»Mr Spenlow erklärte, er wäre wie gewünscht hierher gekommen. Er hätte sein eigenes Haus um fünfzehn Uhr zehn verlassen. Bei seiner Ankunft hier hätte ihm das Mädchen mitgeteilt, Miss Marple wäre nicht zuhause.«

»Das stimmt«, stellte Miss Marple fest. »Er war tatsächlich hier, aber ich war bei einer Besprechung im Frauenverein.«

»Aha«, sagte Palk wieder.

Miss Marple rief: »Sagen Sie, verdächtigen Sie etwa Mr Spenlow?«

»Das kann ich in diesem Stadium nicht sagen, aber mir scheint, dass da jemand – ich will keine Namen nennen – ganz raffiniert sein wollte.«

»Mr Spenlow?«, meinte Miss Marple nachdenklich. Sie mochte Mr Spenlow. Er war ein kleiner, schmächtiger Mann, steif und konventionell in seinem Gebaren, der Inbegriff der Ehrbarkeit. Es schien merkwürdig, dass er aufs Land gezogen war, wo er doch so offensichtlich sein

Leben lang in Städten gelebt hatte. Miss Marple hatte er den Grund anvertraut. Er sagte: »Schon als Junge hatte ich die feste Absicht, eines Tages aufs Land zu ziehen und meinen eigenen Garten zu haben. Ich habe Blumen immer geliebt. Meine Frau, wissen Sie, hatte ein Blumengeschäft. Dort bin ich ihr zum ersten Mal begegnet.« Eine nüchterne Erklärung, doch sie zauberte eine Vorstellung von Romantik. Eine jüngere, hübschere Mrs Spenlow vor einem Hintergrund von Blumen.

Die verstorbene Mrs Spenlow hatte als junges Mädchen zunächst als Zimmermädchen in einem großen Haus gearbeitet. Diesen Posten hatte sie aufgegeben, um den Gärtnergehilfen zu heiraten, und mit ihm zusammen hatte sie in London ein Blumengeschäft aufgemacht. Das Geschäft blühte; nicht so der Gärtner, der binnen Kurzem dahinwelkte und starb.

Die Witwe führte das Geschäft weiter und vergrößerte es in anspruchsvollem Rahmen. Es florierte. Dann verkaufte sie den Laden zu einem stattlichen Preis und schiffte sich zum zweiten Mal im Hafen der Ehe ein – mit Mr Spenlow, einem Juwelier mittleren Alters, der ein kleines Geschäft geerbt hatte, das er mühsam über Wasser hielt. Nicht lange danach verkauften sie das Geschäft und zogen nach St. Mary Mead.

Mrs Spenlow war eine wohlhabende Frau. Die Gewinne aus ihrem Blumengeschäft hatte sie angelegt – ›beraten von den Stimmen aus dem Jenseits‹, wie sie jedem erklärte, der es wissen wollte. Die Stimmen aus dem Jenseits hatten sie mit unerwartetem geschäftlichen Scharfblick beraten.

Alle ihre Vermögensanlagen erwiesen sich als lukrativ, manche in geradezu atemberaubender Weise. Aber statt dass nun Mrs Spenlow eisern an ihrem Glauben an den Spiritismus festgehalten hätte, drehte sie Medien und

Geistersitzungen schnöde den Rücken und ergab sich kurz, aber heftig einer obskuren, leicht indisch angehauchten Religion, die ihre Grundlage in diversen Atemübungen hatte. Nach ihrer Ankunft in St. Mary Mead jedoch war sie in den Schoß der Kirche von England zurückgekehrt. Sie war häufig im Pfarrhaus und zeigte sich als eifrige Kirchgängerin. Sie kaufte in den Dorfgeschäften, nahm Anteil an lokalen Ereignissen und gehörte dem örtlichen Bridge-Klub an.

Ein eintöniges, alltägliches Dasein. Und – plötzlich – Mord. Oberst Melchett, der Polizeichef, hatte Inspektor Slack zu sich zitiert.

Slack war ein Mann von Entschiedenheit. Hatte er sich einmal eine Meinung gebildet, so war er sicher. Und sicher war er jetzt.

»Der Ehemann war's, Sir«, sagte er.

»Glauben Sie?«

»Ich bin ganz sicher. Man braucht ihn ja nur anzusehen. Eindeutig schuldig. Nicht einmal hat er auch nur eine Spur von Kummer oder Erregung gezeigt. Als er zum Haus zurückkam, wusste er schon, dass sie tot war.«

»Hätte er dann nicht wenigstens versucht, die Rolle des gramgebeugten Ehemanns zu spielen?«

»Der nicht, Sir. Zu selbstgefällig. Manche Männer können nicht schauspielern. Zu steif.«

»Gibt es vielleicht eine andere Frau in seinem Leben?«, fragte Oberst Melchett.

»Bis jetzt haben wir keine Spur gefunden. Das heißt, er ist natürlich von der raffinierten Sorte. Der würde seine Spuren schon verwischen. Meiner Meinung nach hatte er einfach genug von seiner Frau. Sie hatte das Geld, und ich kann mir vorstellen, dass das Zusammenleben mit ihr nicht einfach war – dauernd hatte sie's mit einem anderen

›ismus‹. Er beschloss kaltblütig, sie zu beseitigen und ruhig und behaglich allein zu leben.«

»Ja, so könnte es wohl sein.«

»Verlassen Sie sich darauf, so war es. Hat seinen Plan sorgfältig ausgearbeitet. Gab vor, einen Anruf erhalten zu haben – «

»Es hat sich kein Anruf feststellen lassen?«, unterbrach Melchett.

»Nein, Sir. Das bedeutet entweder, dass er lügt, oder dass der Anruf von einer öffentlichen Telefonzelle aus getätigt wurde. Im Dorf gibt es nur zwei Zellen – die eine am Bahnhof, die andere im Postamt. Auf dem Postamt war's eindeutig nicht. Mrs Blade sieht jeden, der kommt. Am Bahnhof kann's gewesen sein. Da läuft um vierzehn Uhr siebenundzwanzig ein Zug ein, und um die Zeit geht's dann ein bisschen lebhaft zu. Aber der springende Punkt ist, dass er behauptet, Miss Marple hätte ihn angerufen, und das ist nun wirklich nicht wahr. Der Anruf kam nicht aus ihrem Haus, und sie selbst war im Frauenverein.«

»Sie lassen nicht die Möglichkeit außer Acht, dass der Ehemann absichtlich weggelockt wurde – von jemandem, der Mrs Spenlow töten wollte?«

»Sie denken an den jungen Ted Gerard, nicht wahr, Sir? Den hab ich mir schon vorgenommen aber da stehen wir vor einem Mangel an Motiv. Der Junge hat nichts zu gewinnen.«

»Aber er ist ein unerquicklicher Bursche. Er hat immerhin schon eine Unterschlagung auf dem Kerbholz, die nicht von schlechten Eltern ist.«

»Ich will ja nicht sagen, dass er's nicht faustdick hinter den Ohren hat. Aber trotzdem – er ist zu seinem Chef gegangen und hat ihm die Unterschlagung gestanden. Und seine Arbeitgeber hatten nichts davon gemerkt.«

»Einer von der Moralischen Aufrüstung«, bemerkte Melchett.

»Ja, Sir. Wurde bekehrt und beschloss, den Pfad der Tugend einzuschlagen, und beichtete, dass er das Geld gestohlen hatte. Ich will nicht sagen, dass das nicht auch Gerissenheit gewesen sein kann. Kann sein, er hatte Angst, man verdächtige ihn, und entschloss sich deshalb, den reuigen Sünder zu spielen.«

»Sie sind ein skeptischer Mensch, Slack«, stellte Colonel Melchett fest. »Haben Sie schon einmal mit Miss Marple gesprochen?«

»Was hat sie denn mit der Sache zu tun, Sir?«

»Ach, nichts. Aber ihr kommt immer alles mögliche zu Ohren. Gehen Sie doch mal bei ihr vorbei und plaudern Sie ein wenig mit ihr. Sie ist eine sehr gescheite alte Dame.«

Slack wechselte das Thema. »Eines wollte ich Sie noch fragen, Sir. Wegen dieser Stellung im Haushalt, die die Verstorbene in ihrer Jugend einmal hatte – bei Sir Robert Abercrombie. Da wurde damals dieser Juwelenraub verübt – Smaragde – ein Vermögen wert. Die Täter sind nie erwischt worden. Ich hab den Fall nachgeschlagen – muss zu der Zeit passiert sein, als die Spenlow dort angestellt war. Sie wird da allerdings noch blutjung gewesen sein. Sie halten es wohl nicht für möglich, dass sie in die Sache verwickelt war, wie Sir? Spenlow war so ein kleiner mickriger Juwelier – genau der richtige Hehler.«

Melchett schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, dass da etwas dran ist. Sie kannte ja Spenlow damals noch gar nicht. Ich erinnere mich an den Fall. In Polizeikreisen war man der Auffassung, dass einer der Söhne des Hauses die Hände mit im Spiel hatte – Jim Abercrombie, ein schrecklicher junger Verschwender. Er steckte bis zum Hals in Schulden und kurz nach dem Raub wurden sie alle bezahlt. Irgendeine reiche Frau stecke dahinter, hieß

es damals, aber ich weiß nicht… Der alte Abercrombie war ein bisschen sehr zurückhaltend in der Sache – er versuchte, die Polizei zurückzupfeifen.«

»Es war nur ein Gedanke, Sir«, sagte Slack.

Miss Marple empfing Inspektor Slack mit Genugtuung, besonders als sie hörte, dass er von Colonel Melchett geschickt worden war.

»Wirklich, wirklich, das ist sehr gütig von Oberst Melchett. Ich wusste gar nicht, dass er sich meiner noch erinnert.«

»Er erinnert sich Ihrer sogar sehr gut. Er sagte, was Sie vom Tun und Treiben in St. Mary Mead nicht wissen, lohnt sich nicht zu wissen.«

»Das ist zu gütig von ihm, aber ich weiß wirklich gar nichts. Über diese Mordgeschichte, meine ich.«

»Sie wissen aber doch, was darüber geredet wird.«

»Oh, natürlich – aber es wäre doch wohl nicht angebracht, nur müßiges Gerede zu wiederholen?«

Bemüht, sich jovial zu geben, sagte Slack: »Das ist kein amtliches Gespräch, wissen Sie. Es ist sozusagen ein Gespräch unter vier Augen.«

»Sie wollen also wirklich wissen, was die Leute reden? Ob nun etwas Wahres daran ist, oder nicht?«

»So etwa.«

»Nun, es wird natürlich sehr viel geklatscht und gemutmaßt. Und im Grund sind die Meinungen in zwei Lager gespalten, verstehen Sie. Zunächst einmal sind da die Leute, die der Ansicht sind, dass der Ehemann es getan hat. Ein Ehemann oder eine Ehefrau ist ja in gewisser Weise der nächstliegende Verdächtige, meinen Sie nicht auch?«

»Vielleicht«, gab der Inspektor vorsichtig zurück.

»Die Nähe, wissen Sie. Und so häufig kommt der finanzielle Gesichtspunkt hinzu. Wie ich höre, hatte Mrs Spenlow in dieser Ehe das Geld, und somit profitiert Mr Spenlow tatsächlich von ihrem Tod. In dieser schlechten Welt sind die übelsten Verdächtigungen ja leider häufig berechtigt.«

»Ja, er erbt ein hübsches Sümmchen.«

»Eben. Da schiene es ganz einleuchtend, nicht wahr, dass er sie erdrosselt, sich durch die Hintertür aus dem Haus schleicht, quer über die Wiesen zu mir kommt, nach mir fragt und vorgibt, ich hätte ihn angerufen; dass er dann wieder nachhause geht, wo seine Frau tot im Wohnzimmer liegt, und hofft, das Verbrechen würde einem Landstreicher oder Einbrecher angelastet werden.«

Der Inspektor nickte. »Wenn man den finanziellen Gesichtspunkt bedenkt – und wenn sie in letzter Zeit Streit gehabt haben sollten – «

»Oh, aber das war nicht der Fall«, unterbrach Miss Marple ihn.

»Sie wissen das mit Sicherheit?«

»Das ganze Dorf hätte es gewusst, wenn sie Streit gehabt hätten! Das Dienstmädchen, Gladys Brent – sie hätte es überall herumerzählt.«

»Es könnte ja sein, dass sie nichts davon wusste«, widersprach der Inspektor lahm und erntete als Antwort ein mitleidiges Lächeln.

»Und dann«, fuhr Miss Marple fort, »haben wir die andere Seite. Ted Gerard. Ein gut aussehender junger Mann. Ich fürchte, man lässt sich von einer angenehmen äußeren Erscheinung stärker beeinflussen, als man sollte. Unser vorletzter Vikar – die Wirkung war direkt magisch! Alle jungen Mädchen kamen plötzlich zur Kirche – zum Abendgottesdienst und zur Morgenandacht. Und viele ältere Frauen legten ein ungewöhnliches Interesse an der

Gemeindearbeit an den Tag – ach, und die Hausschuhe und Schals, die ihm gehandarbeitet wurden! Es war peinlich für den jungen Mann. – Also, wo war ich? Ach ja, bei diesem jungen Mann, Ted Gerard. Natürlich wurde über ihn getuschelt. Er hat sie ja so häufig besucht. Mrs Spenlow hat mir allerdings selbst erzählt, dass er dieser so genannten Oxford Group angehört. Eine religiöse Sekte. Diese Leute sind durchaus aufrichtig, glaube ich, und Mrs Spenlow war sehr beeindruckt von der Sache.«

Miss Marple holte Atem und fuhr fort: »Und ich bin sicher, es gibt keinen Anlass zu vermuten, dass da mehr dahintersteckte, aber Sie wissen ja, wie die Leute sind. Eine ganze Menge Leute sind überzeugt davon, dass Mrs Spenlow in den jungen Mann vernarrt war und dass sie ihm viel Geld geliehen hatte. Und es stimmt wirklich, dass er an dem fraglichen Tag am Bahnhof gesehen wurde. Im Zug – dem Zug, der um vierzehn Uhr siebenundzwanzig aus London kommt. Aber es wäre doch ein Kinderspiel für ihn gewesen, auf der anderen Seite aus dem Zug zu springen und drüben über die Gleise zu laufen und über den Zaun zu springen. Er hätte nur an der Hecke entlangzulaufen brauchen und hätte auf diese Weise den Bahnhofseingang meiden können. Kein Mensch hätte ihn dann auf dem Weg zum Häuschen von Mrs Spenlow gesehen. Und die Leute zerreißen sich natürlich die Mäuler darüber, wie Mrs Spenlow angezogen war.«

»Wie sie angezogen war?«

»Ja. Sie trug einen Morgenrock. Kein Kleid.« Miss Marple errötete. »Es gibt sicher Leute, wissen Sie, die der Meinung sind, so etwas ließe tief blicken.«

»Finden Sie auch, dass es tief blicken lässt?«

»Aber nein! Ich nicht. Ich bin der Meinung, es war völlig natürlich.«

»Sie finden, es war natürlich?«

»Unten den Umständen, ja.« Miss Marples Blick war kühl und nachdenklich.

»Das liefert uns vielleicht ein weiteres Motiv für den Ehemann«, sagte Inspektor Slack. »Eifersucht.«

»Aber nein, Mr Spenlow hat überhaupt keine Neigung zur Eifersucht. Er ist kein misstrauischer Mensch. Wenn seine Frau ihn verlassen und auf dem Nadelkissen ein Briefchen hinterlassen hätte, so wäre er vor Überraschung aus allen Wolken gefallen.«

Der gespannte Blick, mit dem sie ihn ansah, verwirrte Inspektor Slack. Er hatte das Gefühl, dass hinter ihrem ganzen Gerede die Absicht steckte, ihm einen Hinweis zu geben, den er nicht verstand.

Jetzt fragte sie mit einigem Nachdruck: »Haben Sie denn keine Anhaltspunkte gefunden, Inspektor – am Tatort, meine ich?«

»Heutzutage hinterlassen die Täter keine Fingerabdrücke und Zigarettenstummel mehr, Miss Marple.«

»Aber hier, glaube ich, handelt es sich um ein altmodisches Verbrechen«, meinte sie.

»Was wollen Sie damit sagen?«, fragte er scharf.

»Wissen Sie«, gab Miss Marple bedächtig zurück, »ich glaube, Constable Palk könnte Ihnen weiterhelfen. Er war der Erste am Tatort.«

Mr Spenlow saß in einem Liegestuhl. Sein Gesicht zeigte ratlose Verwirrung. Mit seiner dünnen, pedantischen Stimme sagte er: »Es ist natürlich möglich, dass ich es mir nur eingebildet habe. Mein Gehör ist nicht mehr das, was es einmal war. Aber ich glaube, deutlich gehört zu haben, wie ein kleiner Junge hinter mir herrief: ›Na, wo steckt Dr. Crippen?‹ Es – es vermittelte mir den Eindruck, dass er meinte, ich – ich hätte meine Frau getötet.«

Miss Marple erwiderte: »Das war zweifellos der Eindruck, den er vermitteln wollte.«

»Aber wie kann der Junge auf einen so hässlichen Gedanken gekommen sein?«

Miss Marple hüstelte. »Er hat wahrscheinlich das Gerede der Erwachsenen gehört.«

»Sie – Sie meinen wirklich, dass andere Leute das auch glauben?«

»Bestimmt die Hälfte der Einwohner von St. Mary Mead.«

»Aber – meine liebe Miss Marple – was kann die Leute auf einen solchen Gedanken gebracht haben? Ich war meiner Frau aufrichtig zugetan. Zwar konnte sie sich für das Landleben leider nicht in dem Maße erwärmen, wie ich gehofft hatte, aber vollkommene Übereinstimmung in jedem Bereich ist ein Ding der Unmöglichkeit. Glauben Sie mir, ihr Verlust ist mir sehr schmerzhaft.«

»Wahrscheinlich. Aber, verzeihen Sie mir, wenn ich es offen sage, Sie machen nicht den Eindruck.«

Mr Spenlow richtete seine schmächtige Gestalt zu ihrer vollen Höhe auf.

»Meine liebe Miss Marple, vor vielen Jahren las ich von einem chinesischen Philosophen, der, als ihm der Tod seine innig geliebte Gattin von der Seite riss, weiterhin mit aller Gelassenheit auf der Straße einen Gong schlug – das ist ein gebräuchlicher chinesischer Zeitvertreib, glaube ich – ganz wie immer. Die Bewohner der Stadt waren tief beeindruckt von seiner tapferen Haltung.«

»Aber«, entgegnete Miss Marple, »die Leute von St. Mary Mead reagieren eben anders. Chinesische Philosophie hat für sie keine Gültigkeit.«

»Aber Sie verstehen mich?«

Miss Marple nickte. »Mein Onkel Henry«, erklärte sie, »war ein ungewöhnlich beherrschter Mann. Sein Motto

lautete: Zeig niemals Gefühle! Auch er liebte Blumen sehr.«

»Ich habe mir überlegt«, bemerkte Mr Spenlow beinahe mit Eifer, »dass ich mir vielleicht an der Westseite des Hauses eine Pergola bauen könnte. Mit rosa Heckenrosen und Glyzinien vielleicht. Und es gibt da so eine weiße, sternenähnliche Blume, deren Name mir im Augenblick nicht einfällt – «

In dem Ton, den sie ihrem dreijährigen Großneffen gegenüber anschlug, sagte Miss Marple: »Ich habe einen sehr schönen Katalog mit Abbildungen da. Vielleicht haben Sie Lust, ihn sich anzusehen – ich muss jetzt noch ins Dorf hinauf.«

Während Mr Spenlow selig mit seinem Katalog im Garten zurückblieb, eilte Miss Marple in ihr Zimmer hinauf, packte hastig ein Kleid in braunes Papier und ging aus dem Haus. Geschwinden Schrittes marschierte sie zum Postamt. Miss Politt, die Schneiderin, wohnte direkt über dem Postamt.

Doch Miss Marple trat nicht gleich durch die Tür, um die Treppe hinaufzugehen. Es war gerade halb drei Uhr, und eben, mit einer Minute Verspätung, hielt vor der Tür zum Postamt der Bus nach Much Benham. Es war eines der besonderen Tagesereignisse in St. Mary Mead. Mit Paketen beladen eilte das Fräulein von der Post aus der Tür. Es waren Pakete, die mit ihrem Ladengeschäft zu tun hatten. Im Postamt nämlich konnte man auch Süßigkeiten, billige Bücher und Spielzeug kaufen.

An die vier Minuten stand Miss Marple allein im Postamt.

Erst als das Postfräulein wieder zurückkehrte, ging Miss Marple nach oben und erklärte Miss Politt, dass sie gern ihr altes graues Seidenkleid ändern lassen würde. Es sollte etwas modischer werden, wenn das möglich war. Miss Politt versprach zu sehen, was sich da tun ließe.

Der Polizeichef war sehr erstaunt, als ihm Miss Marple gemeldet wurde. Unter Entschuldigungen trat sie ein.

»Verzeihen Sie – verzeihen Sie vielmals die Störung. Ich weiß, Sie haben viel zu tun. Aber Sie waren immer so entgegenkommend, Oberst Melchett, und ich hielt es einfach für besser, mich direkt an Sie zu wenden und nicht an Inspektor Slack. Schon deshalb, weil ich Palk keinesfalls Ungelegenheiten bereiten möchte. Genau genommen hätte er ja wohl überhaupt nichts anrühren dürfen.«

Oberst Melchett war einigermaßen verwirrt.

»Palk?«, echote er. »Das ist der Polizeibeamte von St. Mary Mead, nicht wahr? Was hat er denn angestellt?«

»Er hat eine Stecknadel vom Boden aufgehoben. Er steckte sie sich an sein Jackett. Und mir schoss damals der Gedanke durch den Kopf, dass er sie wahrscheinlich in Mrs Spenlows Haus gefunden hatte.«

»Gewiss, gewiss. Aber, lieber Gott, was ist schon eine Stecknadel? Er hat die Nadel tatsächlich unmittelbar neben der Leiche von Mrs Spenlow gefunden. Gestern berichtete er Slack davon. Ich vermute, dazu haben Sie ihn veranlasst, wie? Selbstverständlich hätte er in dem Haus nichts anrühren sollen, aber wie ich schon sagte – was ist eine Stecknadel? Es war eine ganz gewöhnliche Nadel. Solche Dinger hat wahrscheinlich jede Frau in ihrem Nähkasten.«

»Nein, Oberst Melchett, da täuschen Sie sich. Für ein Männerauge sah sie vielleicht aus wie eine gewöhnliche Nadel, aber es war eine ganz besondere Nadel, eine sehr dünne Stecknadel. Man kauft diese Nadeln immer in größeren Mengen. Im Allgemeinen werden sie von Schneiderinnen verwendet.«

Melchett starrte sie an, und ein schwacher Schimmer des Begreifens blitzte in seinen Augen auf. Miss Marple nickte mehrmals voller Eifer.

»Ja, ganz recht. Es ist doch so offenkundig. Sie hatte ihren Morgenrock an, weil sie ihr neues Kleid anprobieren wollte. Sie ging ins vordere Zimmer, und Miss Politt sagte, sie müsste Maß nehmen und legte ihr das Maßband um den Hals. Sie brauchte es nur noch über Kreuz zu legen und fest zusammenzuziehen. Das soll ganz leicht sein, habe ich gehört. Und danach ist sie wieder nach draußen gegangen, hat die Tür zugezogen und hat geklopft, als wäre sie gerade erst gekommen. Aber die Stecknadel verrät, dass sie schon vorher im Haus gewesen war.«

»Dann hat also auch Miss Politt Mr Spenlow angerufen?«

»Ja. Vom Postamt aus. Um halb drei – genau zu der Zeit, wo der Bus kommt und das Postamt leer ist.«

»Aber, meine liebe Miss Marple«, sagte Oberst Melchett, »warum denn? Um Himmels willen, warum denn? Für einen Mord braucht man ein Motiv.«

»Ja, sehen Sie, Oberst Melchett, ich glaube nach allem, was ich gehört habe, dass das Verbrechen seinen Ursprung in der Vergangenheit hat. Die Geschichte erinnert mich an meine beiden Vettern Antony und Gordon. Ganz gleich, was Antony anpackte, es gelang immer. Bei dem armen Gordon war es genau umgekehrt. Rennpferde lahmten plötzlich, die Aktien fielen, Grundstücke sanken im Wert. Meiner Ansicht nach haben die beiden Frauen damals gemeinsame Sache gemacht.«

»Gemeinsame Sache? Wobei?«

»Bei dem Juwelenraub. Es ist schon lange her. Es handelte sich um äußerst wertvolle Smaragde, habe ich mir sagen lassen. Die Zofe und das Hausmädchen. Eine Frage nämlich wurde nie gestellt und nie geklärt – wie kam

es, dass das Hausmädchen und der Gärtnergehilfe, als sie heirateten, genug Geld hatten, um ein Blumengeschäft aufzumachen?

Die Antwort lautet: Sie richtete sich den Laden mit ihrem Anteil an der Beute ein. Alles, was sie anfasste, glückte und gedieh. Geld brachte mehr Geld. Aber die andere, die Zofe, muss eine unglückliche Hand gehabt haben. Sie sank immer tiefer und landete schließlich als Dorfschneiderin in St. Mary Mead. Dann trafen die beiden wieder zusammen. Anfangs war alles in Ordnung, vermute ich. Bis Mr Ted Gerard auf der Bildfläche auftauchte.

Mrs Spenlow nämlich litt bereits unter Gewissensbissen und fing an zu frömmeln. Zweifellos drängte dieser junge Mann sie, für ihre Tat ›einzustehen‹ und ›ihr Gewissen zu erleichtern‹. Ich bin ziemlich sicher, dass sie innerlich schon so weit war, das zu tun. Aber Miss Politt wollte davon nichts wissen. Sie sah nur eines – dass sie womöglich für einen Diebstahl, den sie vor Jahren verübt hatte, ins Gefängnis wandern würde. Sie entschloss sich deshalb, dem Hin und Her ein Ende zu machen. Ich habe das Gefühl, wissen Sie, sie war immer schon eine ziemlich schlechte Person. Ich glaube, sie hätte mit keiner Wimper gezuckt, wenn dieser nette, dumme Mr Spenlow aufgehängt worden wäre.«

»Wir können – äh – Ihre Theorie bis zu einem gewissen Punkt nachprüfen«, meinte Oberst Melchett nachdenklich. »Wir können feststellen, ob diese Politt mit der Zofe bei den Abercrombies identisch ist, aber – «

»Die Sache wird keine Schwierigkeiten machen«, versicherte ihm Miss Marple beruhigend. »So, wie ich Miss Politt kenne, wird sie auf der Stelle klein beigeben, wenn sie mit der Wahrheit konfrontiert wird. Und außerdem habe ich ihr Maßband. Ich – äh – nahm es gestern mit, als ich zur Anprobe bei ihr war. Wenn sie den Verlust bemerkt und glaubt, die Polizei hätte es an sich genommen

– sie ist eine ziemlich dumme Person. Sie wird denken, dass das Maßband ein Beweis gegen sie ist.«

Aufmunternd lächelte sie Oberst Melchett zu. »Sie werden keine Scherereien haben, glauben Sie mir.«

Genau den gleichen Ton hatte seine Lieblingstante damals angeschlagen, als sie ihm versichert hatte, dass er bei der Aufnahmeprüfung für Sandhurst bestimmt nicht durchfallen würde.

Und er war nicht durchgefallen.

Die Hausmeisterin

»Nun«, fragte Dr. Haydock seine Patientin. »Wie geht es uns heute?«

Miss Marple lächelte ihn aus ihren Kissen schwach an.

»Ich glaube, es geht mir wirklich besser«, räumte sie ein. »Aber ich fühle mich so schrecklich deprimiert. Ich habe das Gefühl, dass es viel besser gewesen wäre, wenn ich gestorben wäre. Schließlich bin ich eine alte Frau. Keiner braucht mich, und keiner will mich.«

Dr. Haydock unterbrach sie mit seiner üblichen Grobheit.

»Ja, ja. Die typische Reaktion nach dieser Art von Grippe. Was Sie brauchen, ist eine Ablenkung. Eine geistige Anregung.«

Miss Marple schüttelte seufzend den Kopf.

»Und denken Sie nur«, fuhr Dr. Haydock fort. »Ich habe die Medizin gleich mitgebracht!«

Er warf einen länglichen Umschlag auf ihr Bett.

»Gerade das Richtige für Sie. Ein Rätsel, das ganz in Ihrer Linie liegt.«

»Ein Rätsel?« Miss Marple sah interessiert aus.

»Ein literarischer Versuch von mir«, sagte der Arzt leicht errötend. »Ich versuchte eine richtige Geschichte daraus zu machen. Mit ›er sagte‹, ›sie sagte‹, ›das Mädchen dachte‹ und so fort. Die Fakten der Geschichte sind wahr.«

»Aber wieso ein Rätsel?«, fragte Miss Marple.

Dr. Haydock grinste. »Weil Sie die Lösung finden sollen. Ich will sehen, ob Sie wirklich so klug sind, wie Sie immer tun.«

Mit diesem Partherpfeil zog er sich zurück.

Miss Marple nahm das Manuskript und begann gleich darin zu lesen.

»Und wo ist die Braut?«, fragte Miss Harmon lebhaft.

Das ganze Dorf war neugierig auf die reiche und schöne junge Frau, die Harry Laxton aus dem Ausland mitgebracht hatte. Man hatte allgemein viel Nachsicht mit Harry, diesem jungen Taugenichts, der dieses Glück gehabt hatte. Sie hatten immer Nachsicht mit Harry gehabt. Sogar die Besitzer der Fensterscheiben, die der rücksichtslosen Benutzung seines Katapults zum Opfer fielen, hatten entdeckt, dass ihre Empörung sich verflüchtigte, wenn Harry sich reumütig entschuldigte. Er hatte Fenster zerbrochen, Obstgärten geplündert, Kaninchen gewildert, und später hatte er Schulden gemacht, mit der Tochter des Tabakhändlers ein Verhältnis angefangen, das Verhältnis gelöst und sich nach Afrika abgesetzt, und das Dorf, das im Wesentlichen aus alten Jungfern bestand, hatte nachsichtig gemurmelt: »Nun ja! Ihn sticht der Hafer! Er wird ruhiger werden.«

Und jetzt war der verlorene Sohn zurückgekehrt, aber nicht in Schande, sondern im Triumph. Harry Laxton hatte sein Glück gemacht, wie es hieß. Er hatte sich zusammengerissen, schwer gearbeitet, und endlich hatte er ein junges französisches Mädchen kennen gelernt, das ein beträchtliches Vermögen besaß, und erfolgreich um sie angehalten.

Harry hätte in London leben oder ein Gut in einem hübschen Jagdrevier kaufen können, aber er zog es vor,

in den Teil der Welt zurückzukehren, der ihm Heimat bedeutete. Und dort kaufte er in einem Anfall von Romantik einen verfallenen Herrensitz, in dessen Gesindehaus er seine Kindheit verbracht hatte.

Kingsdean House war seit nahezu siebzig Jahren unbewohnt gewesen und allmählich immer mehr verfallen und verkommen. Ein älterer Hausmeister lebte mit seiner Frau in dem einzigen noch bewohnbaren Winkel. Es war ein weitläufiges, reizloses, pompöses Gebäude, und der Garten, überwuchert von üppiger Vegetation und verdüstert von Bäumen, wirkte wie die Höhle eines Zauberers. Das Gesindehaus, ein freundliches, bescheidenes Gebäude, war für eine lange Reihe von Jahren an Major Laxton, Harrys Vater, vermietet gewesen. Als Knabe hatte Harry das Anwesen von Kingsdean durchstreift und kannte jeden Winkel im verwilderten Unterholz, und das alte Haus hatte ihn immer verzaubert.

Major Laxton war vor einigen Jahren gestorben, und so hätte Harry eigentlich keinen Grund gehabt zurückzukehren, aber trotzdem brachte er seine Braut in das Heim seiner Kindheit. Das verfallene alte Herrenhaus wurde abgerissen. Ein Heer von Baumeistern und Architekten schwärmte über den Platz, und in einer fast wundersam kurzen Zeitspanne – das kann nur Reichtum bewirken – erhob sich das neue Haus weiß und glänzend zwischen den Bäumen.

Als Nächstes kam eine Schar von Gärtnern und nach ihnen eine Prozession von Möbelwagen.

Das Haus war fertig. Dienstboten trafen ein. Als Letztes setzte eine teure Limousine Harry und Mrs Harry vor dem Eingang ab.

Das Dorf war neugierig, und Mrs Price, die das größte Haus besaß und sich zu den besten Kreisen des Ortes rechnete, verschickte Einladungskarten für eine Party, um die Braut kennen zu lernen.

Es war ein großes Ereignis. Mehrere Damen hatten sich für die Gelegenheit neue Kleider gekauft. Alle waren neugierig, aufgeregt, und zitterten vor Verlangen, dieses Fabelwesen zu sehen. Es war wie ein Märchen, sagten sie.

Miss Harmon, eine sonnengegerbte, lebhafte alte Jungfer, drängte sich mit einer Frage durch die Menge in der Wohnzimmertür. Die kleine Miss Brent, eine dürre, säuerliche Frau, gab ihr aufgeregt Antwort.

»Ach, meine Liebe, ganz entzückend. So gute Manieren. Und so jung. Es macht einen richtig neidisch, jemand zu sehen, der einfach alles hat. Gutes Aussehen und Geld und Erziehung – äußerst vornehm, gar nichts Gewöhnliches an ihr –, und der liebe Harry hängt so an ihr!«

»Nun«, sagte Miss Harmon. »Es ist noch nicht aller Tage Abend.«

Miss Brents Nase zitterte aufgeregt. »Ach, meine Liebe, glauben Sie wirklich…«

»Wir wissen alle, wie Harry ist«, sagte Miss Harmon.

»Wir wissen, wie er war! Aber jetzt wird er doch…«

»Ach«, sagte Miss Harmon. »Männer sind immer gleich. Einmal ein Schwindler, immer ein Schwindler. Ich kenne sie.«

»Du lieber Gott. Das arme junge Ding.« Miss Brent sah sehr glücklich aus. »Ja, ich glaube, sie wird Ärger mit ihm haben. Man sollte sie warnen. Ich frage mich, ob sie von den alten Geschichten gehört hat.«

»Ich finde es unfair, dass sie nichts davon weiß«, sagte Miss Harmon. »So peinlich. Besonders weil es im Dorf nur diese eine Drogerie gibt.«

Denn die Tochter des Tabakhändlers war jetzt mit dem Drogisten, Mr Edge, verheiratet.

»Es wäre sicher besser«, sagte Miss Brent, »wenn Mrs Laxton bei Boot in Much Benham einkaufen würde.«

»Ich nehme an«, meinte Miss Harmon, »dass Harry Laxton ihr das selbst vorschlagen wird.«

Und wieder tauschten sie einen bedeutungsvollen Blick.

»Aber ich finde wirklich«, sagte Miss Harmon, »dass sie es wissen sollte.«

»Diese gemeinen Biester!« sagte Clarice Vane empört zu ihrem Onkel, Dr. Haydock. »Manche Leute sind wirklich schrecklich!«

Er sah sie neugierig an.

Sie war ein großes dunkles Mädchen, hübsch, warmherzig und impulsiv. Ihre großen braunen Augen blitzten vor Empörung, als sie sagte: »Mit ihren widerlichen Gerüchten und Andeutungen.«

»Über Harry Laxton?«

»Ja, über sein Verhältnis mit der Tochter des Tabakhändlers.«

»Ach, das!« Der Arzt zuckte die Achseln. »Die meisten jungen Männer haben so ein Verhältnis.«

»Natürlich haben sie das. Und es ist vorbei. Warum also darauf herumreiten? Und es nach Jahren wieder aufwärmen? Das ist wie Leichenfledderei.«

»Ja, ich glaube, meine Liebe, dass es auf dich so wirkt. Aber weißt du, sie haben hier wenig, worüber sie reden können, und deshalb neigen sie dazu, alte Skandale aufzubauschen. Aber mich würde interessieren, warum das dich so aufregt?«

Clarice Vane biss sich errötend auf die Lippen. Mit merkwürdig gedämpfter Stimme sagte sie: »Sie – sie sehen so glücklich aus. Die Laxtons meine ich. Sie sind jung und verliebt, und die Welt ist schön für sie. Ich hasse den Gedanken, dass das durch Andeutungen und Unterstellungen und Gerüchte und Gemeinheiten zerstört werden könnte.«

»Ja. Ich verstehe.«

Clarice fuhr fort. »Er hat gerade mit mir gesprochen. Er ist so zufrieden und glücklich und – ja, richtig aufgeregt – , dass er seinen Herzenswunsch erfüllt und ›Kingsdean‹ neu aufgebaut hat. Er ist wie ein Kind. Und sie – nun, ich glaube, sie hat nie im Leben auf etwas verzichten müssen. Sie hat immer alles gehabt. Du hast sie gesehen. Was hältst du von ihr?«

Der Arzt antwortete nicht sofort. Andere Leute mochten Louise Laxton vielleicht beneiden. Ein verwöhntes Glückskind. Bei ihm hatte sie nur die Erinnerung an den Refrain eines alten Liedes geweckt, das er vor vielen Jahren gehört hatte, Armes kleines reiches Mädchen…

Eine kleine zerbrechliche Gestalt mit flachsfarbenem Haar, das lockig und widerspenstig ihr Gesicht einrahmte, und große, sehnsüchtige blaue Augen.

Louise war ein bisschen erschöpft. Der lange Strom der Gratulanten hatte sie ermüdet. Sie hoffte, dass bald Zeit zum Aufbruch sein würde. Vielleicht war es schon soweit. Sie sah Harry von der Seite an. So groß und breitschultrig – mit seiner schlichten Freude an dieser schrecklichen, langweiligen Party.

Armes kleines reiches Mädchen…

»Aaah!« Es war ein Seufzer der Erleichterung.

Harry warf seiner Frau einen belustigten Blick zu. Sie waren auf dem Rückweg von der Party.

»Liebling«, sagte sie. »Was für eine schreckliche Party!«

Harry lachte. »Ja, wirklich schrecklich. Aber du weißt, mein Schatz, es musste sein. Alle diese alten Tanten kennen mich seit meiner Kindheit. Sie wären furchtbar enttäuscht gewesen, wenn sie dich nicht aus nächster Nähe hätten besichtigen können.«

Louise verzog das Gesicht. »Müssen wir sie oft sehen?«, fragte sie.

»Wie? Aber nein. Sie kommen und machen ihre offiziellen Besuche mit Visitenkarten, und du erwiderst die Besuche, und dann brauchst du dich nicht mehr um sie zu kümmern. Du kannst dir deine eigenen Freunde suchen oder was immer du willst.«

Nach einer kurzen Pause sagte Louise: »Gibt es hier denn niemand, der ein bisschen amüsant ist?«

»Aber ja. Da gibt es den Jagdklub zum Beispiel. Obwohl du die vielleicht auch ein bisschen langweilig finden wirst. Sie interessieren sich fast nur für Hunde und Pferde. Du wirst natürlich reiten. Es wird dir Spaß machen. Drüben in Eglinton gibt es ein Pferd, das du dir ansehen solltest. Ein herrliches Tier, sehr gut abgerichtet, ohne Launen und mit viel Temperament.«

Der Wagen wurde langsamer, um in das Tor von »Kingsdean« einzufahren. Harry riss fluchend das Lenkrad herum und konnte einen Zusammenstoß gerade noch vermeiden, als eine groteske Gestalt mitten auf die Straße sprang. Dort stand sie, schüttelte die Faust und rief ihnen nach.

Louise packte ihn am Arm. »Wer ist das – diese schreckliche alte Frau?«

Harrys Gesicht war finster. »Das ist die alte Murgatroyd. Ihr Mann war Hausmeister in dem alten Haus. Sie haben dort fast dreißig Jahre gelebt.«

»Warum droht sie dir mit der Faust?«

Harrys Gesicht wurde rot. »Sie – nun, sie war dagegen, dass das Haus abgerissen wurde. Sie wurde natürlich entlassen. Ihr Mann ist seit zwei Jahren tot. Man sagt, dass sie seitdem ein bisschen sonderbar ist.«

»Muss sie – muss sie hungern?«

Louises Vorstellungen waren unklar und etwas melodramatisch. Reichtum verhindert den Kontakt mit der Wirklichkeit.

Harry war empört. »Mein Gott, Louise, was für ein Gedanke! Ich habe ihr natürlich eine Rente ausgesetzt, übrigens eine recht gute! Ich habe ihr ein kleines Haus besorgt und alles.«

»Aber was hat sie dann?«, fragte Louise verwirrt.

Harry sah sie stirnrunzelnd an. »Wie soll ich das wissen? Sie ist verrückt. Sie liebte das Haus.«

»Aber es war doch eine Ruine, oder nicht?«

»Natürlich war es das, die Mauern verfallen, das Dach undicht, es war lebensgefährlich. Aber anscheinend hat es ihr etwas bedeutet. Sie hat dort sehr lange gelebt. Ach, ich weiß nicht! Die Alte ist verrückt, glaube ich.«

Louise sagte unsicher: »Ich glaube, sie hat – sie hat uns verflucht. Ach Harry, ich wollte, das hätte sie nicht getan.«

Louise hatte das Gefühl, dass ihr neues Heim durch die boshafte Gestalt dieser verrückten alten Frau vergiftet und verseucht war. Wenn sie mit dem Wagen fortfuhr, wenn sie ausritt, wenn sie mit den Hunden spazieren ging, wartete immer die gleiche Gestalt auf sie. Da hockte sie, einen zerbeulten Hut auf den strähnigen eisengrauen Haaren, und murmelte Verwünschungen.

Louise kam zu der Überzeugung, dass Harry Recht hatte – die alte Frau war wahnsinnig. Aber das machte die Sache keineswegs leichter. Mrs Murgatroyd kam niemals wirklich bis zum Haus, sie stieß auch keine direkten Drohungen aus und wurde nicht gewalttätig. Ihre hockende Gestalt blieb immer draußen dicht vor dem Tor. Eine Anzeige bei der Polizei wäre nutzlos gewesen, und außerdem war Harry Laxton gegen ein solches Vorgehen. Er meinte, das würde nur die öffentliche Sympathie für die alte Frau wecken. Er nahm die Sache leichter als Louise.

»Mach dir keine Sorgen, Liebling. Sie wird diese albernen Späße bald leid sein. Vielleicht wollte sie es nur einmal ausprobieren.«

»Das tut sie nicht, Harry. Sie – sie hasst uns, das fühle ich. Sie – sie verflucht uns.«

»Sie ist keine Hexe, wenn sie auch so aussieht. Lass dich nicht verrückt machen.«

Louise schwieg. Jetzt, nachdem die ersten Aufregungen des Umzugs vorüber waren, fühlte sie sich sonderbar einsam und verlassen. Sie war an ein Leben in London und an der Riviera gewöhnt gewesen. Sie wusste nichts vom englischen Landleben und hatte auch keine Neigung dazu. Sie verstand nichts von der Gartenarbeit, außer Blumen zu schneiden. Sie machte sich nichts aus Hunden. Die Nachbarn, die sie traf, langweilten sie. Am meisten Spaß machte ihr das Reiten, manchmal mit Harry, und wenn er mit dem Gut viel Arbeit hatte, allein. Sie trabte durch die Wälder und Felder und freute sich an dem leichten Gang des schönen Pferdes, das Harry ihr gekauft hatte. Aber selbst Prince Hal, ein lammfrommer kastanienbrauner Hengst, scheute und schnaubte, wenn er seine Herrin an der hingekauerten Gestalt der boshaften alten Frau vorbeitrug.

Eines Tages nahm Louise ihr Herz in beide Hände. Sie ging spazieren. Sie war an Mrs Murgatroyd vorübergegangen, anscheinend ohne sie zu bemerken, aber plötzlich kehrte sie um und ging direkt auf sie zu. Etwas atemlos fragte sie: »Was gibt es? Was ist los? Was wollen Sie?«

Die alte Frau blinzelte sie an. Sie hatte ein verschlagenes dunkles Zigeunergesicht mit strähnigem, eisengrauem Haar und verschwommenen misstrauischen Augen. Louise fragte sich, ob sie eine Trinkerin war.

Sie sprach mit jammernder, aber gleichzeitig drohender Stimme. »Was ich will, fragen Sie? Was wohl! Was man mir fortgenommen hat. Wer hat mich denn aus ›Kings-

dean‹ vertrieben? Fast vierzig Jahre habe ich dort gewohnt, als Kind und als Frau. Es war sehr böse, mich dort hinauszuwerfen, und es wird Ihnen und ihm nur Unglück bringen.«

Louise sagte: »Sie haben doch ein hübsches kleines Haus und…«

Sie brach ab. Die alte Frau warf die Arme empor und kreischte: »Was nützt mir das? Ich will meinen eigenen Platz und mein eigenes Feuer, an dem ich all die Jahre gesessen habe. Und ich sage Ihnen, Sie werden kein Glück finden in Ihrem neuen schönen Haus. Das schwarze Verhängnis wartet auf Sie! Tod und Verderben und mein Fluch. Möge Ihr schönes Gesicht verfaulen.«

Louise drehte sich um und lief taumelnd davon. Sie dachte, ich muss von hier fort! Wir müssen das Haus verkaufen! Wir müssen fort von hier!

Im Augenblick schien das eine leichte Lösung für sie. Aber Harrys völliges Unverständnis machte es unmöglich. Er rief: »Von hier fortgehen? Das Haus verkaufen? Wegen der Drohung einer verrückten alten Frau? Du musst wahnsinnig sein.«

»Nein, das bin ich nicht. Aber sie – sie ängstigt mich. Ich weiß, dass etwas geschehen wird.«

Harry Laxton sagte grimmig: »Überlass mir Mrs Murgatroyd. Ich regele das!«

Zwischen Clarice Vane und der jungen Mrs Laxton hatte sich eine Freundschaft entwickelt. Sie waren fast gleichaltrig, obwohl sehr unterschiedlich im Charakter und im Geschmack. In Clarices Gegenwart fühlte Louise sich sicherer. Clarice war so vertrauenerweckend, so selbstsicher. Louise erwähnte die Sache von Mrs Murgatroyd und ihren Drohungen, aber Clarice betrachtete die Angelegenheit eher als ärgerlich denn als beängstigend.

»Die Geschichte ist idiotisch«, meinte sie. »Und für dich wirklich lästig.«

»Weißt du, Clarice, manchmal habe ich richtig Angst. Ich kriege schreckliches Herzklopfen.«

»Unsinn. Du darfst dich dadurch nicht verrückt machen lassen. Sie wird es bald leid sein.«

Als es eine Weile still blieb, fragte Clarice: »Was ist los?«

Louise wartete einen Augenblick, dann stieß sie die Antwort hervor. »Ich hasse diesen Ort! Ich hasse es, hier zu sein. Die Wälder und das Haus, und die schreckliche Stille bei Nacht, und die sonderbaren Geräusche der Eulen. Ach, und die Leute und alles.«

»Die Leute? Was für Leute?«

»Die Leute im Dorf. Die spionierenden, schwatzhaften alten Schachteln.«

»Was haben sie gesagt?«, fragte Clarice scharf.

»Ich weiß nicht. Nichts Bestimmtes. Aber sie haben krankhafte Gehirne. Wenn man mit ihnen spricht, hat man das Gefühl, keinem Menschen mehr trauen zu können nicht einem Menschen…«

»Vergiss sie«, sagte Clarice streng. »Sie haben nichts außer ihrem Klatsch. Und den größten Teil des Unsinns, den sie erzählen, erfinden sie selbst.«

Louise sagte: »Ich wollte, ich wäre nie hierher gekommen. Aber Harry bewundert das Land.« Ihre Stimme wurde weich.

Und wie sie ihn bewundert, dachte Clarice. »Ich muss jetzt gehen«, sagte sie hastig.

»Ich lasse dich mit dem Wagen heimfahren. Komm bald wieder.«

Clarice nickte. Louise fühlte sich durch den Besuch ihrer neuen Freundin getröstet. Harry war froh, dass er sie

bei besserer Laune vorfand, und von da an drängte er sie, Clarice sehr oft einzuladen.

Eines Tages sagte er: »Ich habe gute Nachrichten, Liebste.«

»Ach, was denn?«

»Die Sache mit der Murgatroyd ist geregelt. Sie hat einen Sohn in Amerika. Nun habe ich sie überredet, ihn zu besuchen. Ich zahle ihr die Überfahrt.«

»Ach Harry, wie wunderbar. Ich glaube, jetzt könnte ich ›Kingsdean‹ doch noch lieben.«

»Doch noch lieben? Aber es ist der schönste Platz der Welt!«

Louise schauderte. So schnell konnte sie sich von ihrer abergläubischen Furcht nicht befreien. Wenn sich die Damen von St. Mary Mead auf das Vergnügen gefreut hatten der Braut Informationen über die Vergangenheit ihres Gatten zukommen zu lassen, so wurde ihnen dieses Vergnügen durch Harry Laxtons eigenes rasches Tätigwerden verdorben.

Miss Harmon und Clarice Vane waren gleichzeitig in Mr Edges Drogerie, die eine um Mottenkugeln zu kaufen und die andere Borax, als Harry Laxton mit seiner Frau hereinkam.

Nach der Begrüßung der beiden Damen drehte Harry sich zum Ladentisch und wollte gerade eine Zahnbürste verlangen, als er mitten im Satz abbrach und mit freudiger Stimme rief: »Ja, wen sehe ich denn da? Das ist doch Bella.«

Mrs Edge, die aus dem Hinterzimmer gekommen war, um sich der Kunden im Laden anzunehmen, zeigte ihre großen weißen Zähne und strahlte ihn freundlich an. Sie war ein dunkles, hübsches Mädchen gewesen und immer noch eine recht ansehnliche hübsche Frau, obwohl sie zugenommen hatte und ihre Gesichtszüge härter gewor-

den waren. Aber ihre großen braunen Augen waren voll Wärme, als sie erwiderte: »Ja, ich bin Bella, Mr Harry, und ich freue mich, Sie nach so langer Zeit zu sehen.«

Harry drehte sich zu seiner Frau um. »Bella ist eine alte Flamme von mir, Louise«, sagte er. »Ich war über beide Ohren verliebt. War es nicht so, Bella?«

»Genau so war es«, sagte Mrs Edge.

Louise lachte. »Mein Mann ist sehr glücklich, alle seine alten Freunde wiederzusehen«, sagte sie.

»Ach«, erwiderte Mrs Edge. »Wir haben Sie nicht vergessen, Mr Harry. Es ist wie ein Märchen, dass Sie geheiratet und anstelle des alten verfallenen Gebäudes von ›Kingsdean‹ ein neues Haus gebaut haben.«

»Sie sehen glänzend aus«, sagte Harry, und Mrs Edge lachte und sagte, es ginge ihr auch gut, und was nun mit dieser Zahnbürste wäre?

Clarice, die den verwunderten Blick in Miss Harmons Gesicht sah, dachte frohlockend: Gut gemacht, Harry. Du hast ihnen die Mäuler gestopft.

Dr. Haydock fragte seine Nichte: »Was soll dieser Unsinn über die alte Mrs Murgatroyd, die sich bei Kingsdean herumtreiben, die Fäuste schütteln und die neue Herrschaft verfluchen soll?«

»Das ist kein Unsinn. Es ist die Wahrheit. Es hat Louise schrecklich aufgeregt.«

»Sag ihr, sie soll sich keine Sorgen machen. Als die Murgatroyds noch Hausmeister waren, haben sie nie aufgehört, über das Haus zu schimpfen; sie blieben nur, weil Murgatroyd ein Trinker war und keine andere Arbeit bekam.«

»Ich werde es ihr sagen«, meinte Clarice zweifelnd. »Aber sie wird es vermutlich nicht glauben. Die alte Frau tobt vor Wut.«

»Aber als Kind hatte sie Harry sehr gern. Ich verstehe das nicht.«

Clarice sagte: »Nun ja, sie werden sie bald los sein. Harry bezahlt ihr die Überfahrt nach Amerika.«

Drei Tage später wurde Louise vom Pferd abgeworfen und starb.

Zwei Männer in einem Bäckerwagen waren Zeugen des Unfalls. Sie sahen, wie Louise durch das Tor ritt, sahen, wie die alte Frau aufsprang, auf der Straße stand, mit den Armen ruderte und schrie, sie sahen, wie das Pferd losrannte, schwankte und wie verrückt die Straße hinunterraste und wie Louise Laxton kopfüber hinunterstürzte.

Der eine beugte sich über die bewusstlose Gestalt und wusste nicht, was er tun sollte, und der andere rannte ins Haus, um Hilfe zu holen.

Harry Laxton stürzte mit bleichem Gesicht heraus. Sie hängten eine Tür des Lieferwagens aus, legten sie darauf und trugen sie ins Haus. Sie starb, ohne das Bewusstsein wiederzuerlangen, bevor der Arzt eintraf.

(Ende von Dr. Haydocks Manuskript.)

Als Dr. Haydock am nächsten Tag kam, freute er sich festzustellen, dass Miss Marples Wangen leicht gerötet waren und ihr Benehmen entschieden lebhafter war.

»Nun«, fragte er. »Wie lautet Ihr Spruch?«

»Wo liegt das Problem, Dr. Haydock?«, erwiderte Miss Marple.

»Ach, meine Liebe, muss ich Ihnen das sagen?«

»Ich nehme an«, sagte Miss Marple, »dass es das sonderbare Verhalten der Hausmeisterin ist. Warum benahm sie sich so merkwürdig? Gewiss, die Leute wehren sich dagegen, aus ihren Häusern verdrängt zu werden. Aber es war nicht ihr Haus. Tatsächlich hat sie geschimpft und

sich beschwert, solange sie dort wohnte. Ja, das sieht wirklich verdächtig aus. Was wurde übrigens aus ihr?«

»Sie verschwand nach Liverpool. Der Unfall hatte sie erschreckt. Sie wollte lieber dort auf das Schiff warten.«

»Für irgendjemand äußerst bequem«, sagte Miss Marple. »Ja, ich glaube, das Problem des Verhaltens der Hausmeisterin kann sehr leicht erklärt werden. Bestechung, oder nicht?«

»Ist das Ihr Vorschlag?«

»Nun, wenn das nicht ihr natürliches Verhalten war, muss sie eine ›Rolle‹ gespielt haben, und das bedeutet, dass jemand sie für dieses Spiel bezahlt hat.«

»Und wissen Sie auch, wer dieser jemand war?«

»Ach, ich glaube schon. Es hat wieder mit Geld zu tun. Und ich habe immer beobachtet, dass Männer stets den gleichen Typ verehren.«

»Jetzt komme ich nicht mehr mit.«

»Nun, es hängt alles zusammen. Harry Laxton verehrte Bella Edge, eine dunkle, lebhafte Frau. Ihre Nichte Clarice ist der gleiche Typ. Aber seine arme kleine Frau war ganz anders – blond und eher langweilig –, überhaupt nicht sein Typ. Deshalb muss er sie wegen ihres Geldes geheiratet haben. Und hat sie auch wegen ihres Geldes ermordet!«

»Sie benutzen das Wort ›Mord‹?«

»Ja, er scheint der richtige Typ zu sein. Er wirkt auf Frauen und ist völlig gewissenlos. Ich glaube, er wollte das Geld seiner Frau und dann Ihre Nichte heiraten. Man hat gesehen, wie er mit Mrs Edge sprach. Aber ich glaube nicht, dass sie ihn noch interessierte. Obwohl ich behaupten möchte, dass er bei der armen Frau den gegenteiligen Eindruck erweckte, weil es seinem Ziel diente. Vermutlich stand sie unter seinem Einfluss.«

»Und wie glauben Sie, dass er sie ermordet hat?«

Miss Marple starrte für ein paar Minuten mit verträumten blauen Augen vor sich hin.

»Die Zeit war gut gewählt, mit dem Bäckerwagen als Zeugen. Sie sahen die alte Frau und natürlich gaben sie ihr die Schuld für das Scheuen des Pferdes. Aber ich könnte mir ein Luftgewehr vorstellen, oder vielleicht ein Katapult – er konnte mit einem Katapult gut umgehen, ja, in dem Augenblick, als das Pferd durch das Tor kam. Das Pferd bäumte sich natürlich auf, und Mrs Laxton wurde abgeworfen.«

Stirnrunzelnd hielt sie inne.

»Der Sturz kann sie getötet haben. Aber dessen konnte er nicht sicher sein. Und er scheint ein Mann zu sein, der sorgfältig plant und nichts dem Zufall überlässt. Schließlich konnte ihm Mrs Edge etwas Geeignetes besorgen, ohne dass ihr Mann davon erfuhr. Andererseits, warum sollte Harry sich sonst mit ihr abgeben? Ja, ich glaube, er hatte eine starke Droge zur Hand, die er ihr verabreichte, bevor Sie eintrafen. Denn wenn eine Frau vom Pferd stürzt, ernsthafte Verletzungen hat und stirbt, ohne wieder zu Bewusstsein zu kommen, dann schöpft ein Arzt doch normalerweise keinen Verdacht, oder? Er würde es auf einen Schock oder so etwas zurückführen.«

Dr. Haydock nickte.

»Warum schöpfen Sie Verdacht?«, fragte Miss Marple.

»Es war keine besondere Klugheit von mir«, sagte Dr. Haydock. »Es war nur die banale, allgemein bekannte Tatsache, dass ein Mörder so stolz auf seine Klugheit ist, dass er die nötigen Vorsichtsmaßnahmen vergisst. Ich sprach gerade ein paar tröstende Worte zu dem leidgeprüften Gatten und der Bursche tat mir wirklich leid –, als er sich auf ein Sofa fallen ließ, um mir seine Trauer vorzuspielen. Und dabei fiel ihm eine Injektionsspritze aus der Tasche.

Er hob sie rasch auf und sah so entsetzt aus, dass ich nachdenklich wurde. Harry Laxton war nicht drogensüchtig; er war völlig gesund; was tat er also mit einer Injektionsspritze? Bei der Obduktion behielt ich bestimmte Möglichkeiten im Auge. Ich fand Strophanthin. Der Rest war einfach. Es fand sich Strophanthin in Laxtons Besitz, und Bella Edge brach beim Polizeiverhör zusammen und gestand, es ihm gegeben zu haben. Und endlich gab die alte Mrs Murgatroyd zu, dass Harry Laxton sie veranlasst hatte, sich als fluchende Hexe zu gebärden.«

»Und Ihre Nichte hat es überstanden?«

»Ja. Sie war beeindruckt von dem Burschen, aber es ging nicht sehr tief.«

Der Arzt nahm sein Manuskript auf.

»Sie haben ein Lob verdient, Miss Marple; ich allerdings auch – für die ›Medizin‹, die ich Ihnen verschrieb. Sie sehen schon fast gesund aus.«

Die Perle

»Ach, bitte Madam, könnte ich Sie einen Moment sprechen?«

Eigentlich war diese Frage in sich widersinnig, da Edna, Miss Marples junges Dienstmädchen, bereits mit ihrer Herrin sprach.

Miss Marple ging bereitwillig auf Ednas Wunsch ein und sagte: »Natürlich, Edna, komm und schließ die Tür. Was gibt's?«

Gehorsam machte Edna die Tür zu und ging weiter ins Zimmer. Verlegen drehte sie den Zipfel ihrer Schürze zwischen den Fingern. Aufgeregt schluckte sie ein- oder zweimal.

»Na, was ist, Edna?«, ermutigte sie Miss Marple.

»Oh, bitte, Ma'am, es geht um meine Kusine, Gladdie.«

»Du meine Güte!« Miss Marple dachte sogleich an die schlimmste – und leider meist zutreffende Möglichkeit. »Sie ist doch nicht…«

Hastig beteuerte Edna: »Oh, nein. Ma'am, nicht was Sie denken. Gladdie gehört nicht zu der Sorte Mädchen. Sie hat sich nur furchtbar aufgeregt. Sie hat ihre Stellung verloren.«

»Ach je, das tut mir leid. Sie hat in Old Hall gearbeitet, nicht wahr, bei Miss – den Schwestern – Skinner?«

»Ja, Ma'am, das ist richtig, Ma'am. Und Gladdie hat sich sehr darüber aufgeregt – sie ist ganz verstört.«

»Gladdie hat doch schon öfter die Stellung gewechselt?«

»Oh, ja, Ma'am. Sie hat gern Abwechslung und kann sich nicht dazu entschließen, sich irgendwo niederzulassen, wenn Sie verstehen, was ich meine. Aber sie hat immer von sich aus gekündigt.«

»Und diesmal war es umgekehrt?«, fragte Miss Marple ungerührt.

»Ja, Ma'am, und darüber regt sich Gladdie furchtbar auf.«

Das überraschte Miss Marple. Sie hatte Gladdie als stämmiges, beherztes Mädchen in Erinnerung, mit einem ausgeglichenen, unerschütterlichen Naturell. Gladdie war wiederholt auf eine Tasse Tee in die Küche gekommen, wenn sie ihren freien Tag hatte.

Edna erzählte weiter. »Wissen Sie, Ma'am, es war so eigenartig – wie Miss Skinner aussah.«

»Wie«, erkundigte sich Miss Marple geduldig, »hat denn Miss Skinner ausgesehen?«

Nun gab es kein Halten mehr für Edna, sie erzählte die ganze Geschichte. »Oh, Ma'am, es war so aufregend für Gladdie. Sehen Sie, Miss Emilys Brosche war verschwunden und alles wurde durchsucht, ein heilloses Durcheinander. So etwas ist unangenehm, das hat niemand gern. Und Gladdie hat eifrig mitgesucht. Miss Lavinia wollte die Polizei benachrichtigen, als die Brosche im hintersten Winkel einer Schublade entdeckt wurde. Gladdie war sehr froh darüber.

Und dann hat sie am nächsten Tag einen Teller zerbrochen. Miss Lavinia hat kurzerhand Gladdie gekündigt. Aber Gladdie glaubt, dass es nur ein Vorwand war, dass Miss Lavinia glaubt, sie hätte die Brosche gestohlen, und als sie damit drohte, die Polizei zu benachrichtigen, hätte sie sie schnell zurückgelegt, sodass sie gefunden wurde. Aber Gladdie würde so etwas niemals tun – niemals, und jetzt hat sie Angst, dass es sich herumspricht und sie in

Verruf kommt, und das ist schlimm für ein Mädchen, wie Sie wissen, Ma'am.«

Miss Marple nickte. Obwohl sie die vorlaute, sehr von sich eingenommene Gladdie nicht besonders mochte, war sie von ihrer Ehrlichkeit überzeugt und konnte sich gut vorstellen, dass das Mädchen zutiefst empört darüber war.

Verschämt fragte Edna: »Sie können ihr wohl nicht helfen, Ma'am? Gladdie ist ganz aus dem Häuschen.«

»Sag ihr, sie soll vernünftig bleiben«, antwortete Miss Marple forsch. »Wenn sie die Brosche nicht genommen hat – davon bin ich überzeugt –, dann hat sie keinen Grund sich aufzuregen.«

»Es wird sich herumsprechen«, gab Edna zu bedenken.

Miss Marple beruhigte sie: »Ich komme heute in die Gegend. Ich werde bei den Damen Skinner einen Besuch abstatten.«

»Oh, vielen Dank, Madam«, sagte Edna.

Old Hall war ein großes, viktorianisches Haus, umgeben von einem Park und Wäldern. Da niemand es in seinem ursprünglichen Zustand mieten oder kaufen wollte, kam ein Spekulant auf die Idee, es in vier Wohnungen aufzuteilen, eine Zentralheizung einzubauen und den Grund und Boden zur Benutzung durch die Mieter frei zu geben. Das Experiment glückte. Eine Wohnung wurde von einer reichen, exzentrischen Dame mit ihrem Dienstmädchen bezogen. Die alte Dame hatte eine Vorliebe für Vögel und fütterte ihre gefiederten Gäste mehrmals täglich. Die zweite Wohnung nahm ein pensionierter indischer Richter mit seiner Frau. Ein sehr junges, frisch verheiratetes Paar lebte in der dritten Wohnung, und die vierte war erst vor zwei Monaten an zwei alleinstehende Damen namens Skinner vermietet worden. Die vier Mietparteien verkehr-

ten nur sehr oberflächlich miteinander, da sie keinerlei gemeinsame Interessen hatten.

Miss Marple kannte alle Mieter oberflächlich, hatte aber keinen näheren Kontakt zu ihnen. Die ältere Miss Skinner, Miss Lavinia, könnte man als die aktive Teilhaberin der Firma bezeichnen. Miss Emily, die jüngere Schwester, verbrachte ihre Tage fast ausschließlich im Bett. Sie hatte verschiedene chronische Leiden – in St. Mary Mead sprach man von eingebildeten Krankheiten. Nur Miss Lavinia glaubte unbeirrt an das unverdiente Martyrium ihrer Schwester und bewunderte die unendliche Geduld, mit der sie diese Heimsuchungen ertrug.

In St. Mary Mead war man davon überzeugt, dass Miss Emily längst nach Dr. Haydock geschickt hätte, wenn nur ein Teil ihrer Leiden echt gewesen wäre. Einer diesbezüglichen Andeutung begegnete Miss Emily nur mit einem überheblichen Anheben der Augenbrauen und einer leise gemurmelten Bemerkung, dass sie kein einfacher Fall wäre – die besten Spezialisten Londons hätten vor einem Rätsel gestanden –, und nun behandelte eine Kapazität sie nach dem neuesten Stand der Wissenschaften.

»Und ich sage euch«, meinte Miss Hartnell unverblümt, »sie tut gut daran, ihn nicht holen zu lassen. Unser lieber Dr. Haydock würde ihr auf seine direkte Art sagen, dass ihr nichts fehlt und sie gefälligst aufstehen und kein Theater machen soll! Das würde ihr guttun!«

Da ihr jedoch diese willkürlichen Maßnahmen versagt blieben, lag Miss Emily weiterhin auf Sofas, umgeben von merkwürdigen kleinen Pillendöschen und wies alle Speisen ab, die extra für sie gekocht wurden, nur um etwas zu verlangen, das meistens schwierig und umständlich zu beschaffen war.

Eine sehr bedrückte Gladdie öffnete Miss Marple die Tür. Im Wohnzimmer (der frühere Salon war unterteilt

worden in ein Wohn-, ein Ess- und ein Empfangszimmer) wurde sie von Miss Lavinia erwartet.

Lavinia Skinner war eine große, hagere, knochige Frau um die Fünfzig, mit einer rauen Stimme und schroffem Benehmen.

»Es freut mich, Sie zu sehen«, sagte sie. »Emily hat sich hingelegt, die Arme fühlt sich heute nicht wohl. Ihr Besuch würde ihr guttun, aber oft ist sie zu schwach, um jemanden zu empfangen. Die Arme, sie erträgt alles so geduldig.«

Miss Marple zeigte höfliches Verständnis. Da Dienstboten immer wieder ein beliebtes Gesprächsthema in St. Mary Mead waren, war es nicht schwierig, ihre Unterhaltung in diese Richtung zu lenken. Miss Marple bemerkte, dass sie gehört hätte, Gladys Holmes, dieses nette Mädchen wolle sie verlassen.

Miss Lavinia nickte. »Am Mittwoch in einer Woche. Sie hat Geschirr zerbrochen, das kann ich nicht dulden, verstehen Sie?«

Miss Marple seufzte und gab zu, dass man heutzutage gewisse Zugeständnisse machen müsse. Auf dem Land war es schwierig, Dienstmädchen zu bekommen. Ob es ein kluger Entschluss war, sich von Gladys zu trennen?

»Ich weiß selbst, wie schwierig es ist, Dienstboten zu finden«, gab Miss Lavinia zu. »Die Devereux suchen vergeblich – was mich nicht wundert – ewig streiten sie und hören Jazz-Musik die halbe Nacht – es gibt keine geregelte Essenszeit – die junge Frau hat keine Ahnung vom Haushalt, der Ehemann tut mir leid! Das indische Dienstmädchen der Larkins hat auch erst kürzlich gekündigt, kein Wunder bei den indischen Angewohnheiten des Richters. Um sechs Uhr morgens will er schon sein indisches Frühstück haben, sein ›chota hazri‹, wie er es nennt.«

»Könnte Sie das nicht veranlassen, Ihre Entscheidung bezüglich Gladys noch einmal zu überdenken? Sie ist wirklich ein nettes Mädchen. Ich kenne ihre Familie, ehrliche, anständige Leute.«

Miss Lavinia schüttelte den Kopf.

»Ich habe meine Gründe«, sagte sie nachdrücklich.

Miss Marple murmelte: »Sie haben eine Brosche vermisst, habe ich gehört…«

»Wie haben Sie denn das erfahren? Von dem Mädchen wahrscheinlich. Ehrlich gesagt, ich bin mir ziemlich sicher, dass sie sie genommen hat. Dann bekam sie es mit der Angst zu tun und hat sie zurückgelegt. Aber ich kann nichts sagen, ich habe keine Beweise.« Sie wechselte das Thema. »Miss Marple, wollen wir zu Emily hineingehen? Es würde sie sicherlich aufmuntern.«

Gehorsam folgte Miss Marple ihr zu einer Tür. Miss Lavinia klopfte und begleitete sie in das schönste Zimmer der Wohnung. Die Vorhänge waren halb zugezogen. Miss Emily lag im Bett und genoss offensichtlich das Dämmerlicht und ihr eigenes grenzenloses Leid.

Im gedämpften Licht war ein schmales, unscheinbares Geschöpf zu erkennen, die grauen Haarsträhnen zu einem unordentlichen Nest aufgetürmt, dessen sich jeder Vogel geschämt hätte. Im Zimmer roch es nach Eau de Cologne, altbackenem Zwieback und Kampfer. Mit halb geschlossenen Augen und einer dünnen, matten Stimme erklärte Emily Skinner, dass dies einer ihrer ›schlechten Tage‹ sei. »Das Schlimmste für einen kranken Menschen«, sagte Miss Emily schmerzlich, »ist zu wissen, dass man seinen Mitmenschen zur Last fällt. Lavinia ist so gut zu mir. Liebe Lavinia, es widerstrebt mir so, dir Umstände zu machen. Wenn doch nur die Wärmflasche so gefüllt werden könnte, wie ich es gern habe – sie ist zu voll und dadurch zu schwer – ist aber nicht genügend Wasser darin, wird sie sofort kalt!«

»Das tut mir leid, meine Liebe. Gib sie mir.«

»Vielleicht könnte sie bei der Gelegenheit frisch gefüllt werden. Es ist wohl kein Sandgebäck im Haus – nein, nein, es macht nichts. Ich kann darauf verzichten. Etwas dünnen Tee und eine Scheibe Zitrone – keine Zitronen?

Nein, wirklich nicht, ich kann Tee ohne Zitrone nicht trinken. Die Milch heute Morgen war sauer, das hat mir den Appetit auf Tee mit Milch gründlich verdorben. Aber es macht nichts. Ich kann auf meinen Tee verzichten. Ich fühle mich nur so matt. Man sagt, Austern wären so nahrhaft. Ob mir einige Austern schmecken würden? Aber nein, das wäre zu viel verlangt, wo sollte man sie herbekommen zu dieser Tageszeit. Ich kann bis morgen damit warten.«

Lavinia murmelte etwas vor sich hin, das sich anhörte wie ›mit dem Rad ins Dorf fahren‹.

Miss Emily schenkte ihrem Gast ein schwaches Lächeln und wiederholte, wie verhasst es ihr sei, andere zu bemühen.

Miss Marple berichtete Edna am selben Abend von ihrer vergeblichen Mission.

Leider hatte sich das Gerücht über Gladys' vermeintliche Unehrlichkeit bereits wie ein Lauffeuer im Dorf verbreitet.

In der Post sprach Miss Wetherby davon. »Meine liebe Jane, in ihrem Zeugnis steht, dass sie fleißig, umsichtig und anständig war, von Ehrlichkeit wurde nichts erwähnt. Das ist doch eindeutig! Ich habe gehört, es ging um eine Brosche. Es muss etwas Wahres daran sein, für nichts und wieder nichts trennt man sich heutzutage nicht von einem Dienstmädchen. Sie werden schwerlich Ersatz finden. Die Mädchen gehen nicht gern ins Old Hall. Wart's ab, die Skinners werden keine andere finden, und

dann muss diese widerliche, hypochondrische Schwester vielleicht aufstehen und selbst was tun!«

Eine Welle der Empörung erfasste das ganze Dorf, als bekannt wurde, dass die Misses Skinner durch die Vermittlung einer Agentur ein neues Dienstmädchen engagiert hatten. Nach allem, was man hörte, sollte es sich dabei um einen Ausbund von Tugend handeln.

»Sie hat ausgezeichnete Zeugnisse und Empfehlungsschreiben, liebt das Landleben und verlangt weniger Lohn als Gladys. Wir haben wirklich Glück gehabt.«

»Ja, tatsächlich«, antwortete Miss Marple, als ihr Miss Lavinia diese Einzelheiten beim Fischhändler berichtete. »Fast zu schön, um wahr zu sein.«

In St. Mary Mead begann man zu hoffen, dass die Tugendhaftigkeit in Person in letzter Minute absagen würde.

Wie dem auch sei – keine der Prophezeiungen traf ein, und das ganze Dorf konnte die Ankunft der Perle namens Mary Higgins beobachten, wie sie sich in Reeds Taxi zum Old Hall fahren ließ. Man konnte nicht bestreiten, dass sie einen guten Eindruck machte. Sie war eine respektabel aussehende Frau, sehr geschmackvoll gekleidet. Als Miss Marple das nächste Mal Old Hall aufsuchte, um Mitwirkende für das bevorstehende Kirchenfest anzuwerben, öffnete ihr Mary Higgins die Tür. Sie war ohne Zweifel eine repräsentable Hausangestellte, ungefähr vierzig Jahre alt, mit gepflegtem schwarzem Haar, rosigen Wangen, einer rundlichen Figur, diskret in Schwarz gekleidet mit einer weißen Schürze und Haube – unverwechselbar der gute, altmodische Typ von Hausmädchen, wie Miss Marple sie später beschrieb. Dazu passend eine leise, wohl klingende Stimme, eine angenehme Abwechslung zu Gladys' lauter, nasaler Tonart.

Miss Lavinia machte einen wesentlich ruhigeren Eindruck, und obwohl sie es bedauerte, nicht aktiv am Kirchenfest mitwirken zu können – aus Rücksicht auf ihre

Schwester –, beteiligte sie sich mit einer beachtlichen Summe.

Miss Marple gratulierte ihr zu ihrem guten Aussehen.

»Das habe ich größtenteils Mary zu verdanken. Ich bin so froh, dass ich mich dazu entschlossen habe, das andere Mädchen zu entlassen. Mary ist unschätzbar. Sie kocht gut, serviert perfekt und hält unsere kleine Wohnung peinlich sauber. Und sie kann so gut mit Emily umgehen!«

Miss Marple erkundigte sich hastig nach Emilys Wohlergehen.

»Oh, die Arme. Es ist ihr in letzter Zeit nicht sehr gut gegangen. Sie kann natürlich nichts dafür, aber es ist oft recht schwierig. Sie hat Appetit auf ein bestimmtes Gericht, es wird für sie gekocht und dann mag sie nicht essen, bis sie plötzlich eine halbe Stunde später wieder danach verlangt. Da ist das Essen natürlich nicht mehr genießbar und muss erneut gekocht werden. Das macht sehr viel Arbeit, aber glücklicherweise scheint das Mary nichts auszumachen. Sie sagt, sie ist an den Umgang mit Kranken gewöhnt und versteht ihre Bedürfnisse. Was für eine Hilfe sie ist!«

»Meine Liebe«, sagte Miss Marple. »Welch ein Glück für Sie.«

»Ja, tatsächlich. Ich glaube fest daran, dass Mary uns als Antwort auf meine Bittgebete gesandt wurde.«

»Sie scheint mir fast zu perfekt zu sein«, warnte Miss Marple. »Ich an Ihrer Stelle wäre etwas vorsichtig.«

Lavinia Skinner missverstand diese Bemerkung völlig. Sie sagte: »Oh! Ich versichere Ihnen, ich tue alles, um ihr das Leben hier erträglich zu machen. Ich wüsste nicht, was ich anfangen sollte, wenn sie uns verlassen würde.«

»Ich bin davon überzeugt, sie wird gehen, wann sie es für richtig hält«, betonte Miss Marple und schaute ihre Gastgeberin bedeutungsvoll an.

Miss Lavinia fuhr fort: »Es erleichtert das Leben sehr, wenn man keine häuslichen Probleme hat, nicht wahr? Wie kommen Sie mit Ihrer kleinen Edna zurecht?«

»Sie ist recht anstellig. Kein Vergleich zu Ihrer Mary natürlich. Doch weiß ich alles über Edna, weil sie ein Mädchen aus dem Dorf ist.«

Als sie auf den Gang hinaustrat, hörte sie die Kranke ärgerlich schimpfen. »Diese Kompresse ist völlig ausgetrocknet – Doktor Allerton hat ausdrücklich angeordnet, dass sie beständig feucht gehalten werden müssen. Jetzt lassen Sie schon. Ich möchte eine Tasse Tee und ein gekochtes Ei – dreieinhalb Minuten, denken Sie daran, und schicken Sie Miss Lavinia zu mir.«

Die tüchtige Mary trat aus dem Schlafzimmer, sagte zu Lavinia: »Miss Emily verlangt nach Ihnen, Madam«, öffnete die Tür für Miss Marple, half ihr in den Mantel und reichte ihr den Schirm.

Miss Marple nahm den Schirm, ließ ihn fallen, wollte ihn aufheben, ließ ihre Handtasche fallen, deren Inhalt sich über den Fußboden verstreute. Höflich sammelte Mary verschiedene Gegenstände auf – ein Taschentuch, einen Terminkalender, eine altmodische Lederbörse, zwei Shillinge, drei Pennies und ein gestreiftes Pfefferminzbonbon.

Miss Marple betrachtete das letztere verwirrt.

»O je, das stammt sicher von Mrs Clements kleinem Jungen. Ich kann mich daran erinnern, dass er es gelutscht hat, als er meine Handtasche nahm, um damit zu spielen. Er muss es hineingetan haben. Es ist furchtbar klebrig, nicht wahr?«

»Soll ich es an mich nehmen, Madam?«

»Oh, würden Sie so freundlich sein. Vielen Dank.«

Mary bückte sich, um den letzten Gegenstand, einen kleinen Spiegel, aufzuheben. Miss Marple nahm ihn entgegen und rief freudig aus: »Welch ein Glück, dass er nicht zerbrochen ist.«

Daraufhin verließ sie das Haus und Mary, die höflich mit völlig ausdruckslosem Gesicht in der Tür stand, ein Pfefferminzbonbon in der Hand.

Zehn Tage lang musste St. Mary Mead sich den Lobgesang auf Miss Lavinias und Miss Emilys Perle anhören.

Am elften Tag gab es ein böses Erwachen.

Mary war verschwunden! Ihr Bett war unberührt und die Haustür nur angelehnt. Leise hatte sie sich während der Nacht davongeschlichen.

Und nicht nur Mary wurde vermisst! Zwei Broschen und fünf Ringe von Miss Lavinia und drei Ringe, ein Anhänger, ein Armband und vier Broschen von Miss Emily waren ebenfalls verschwunden!

Doch das war erst der Anfang der Katastrophe.

Der jungen Mrs Devereux waren ihre Diamanten gestohlen worden, die sie in einer unverschlossenen Schublade aufbewahrt hatte und einige kostbare Pelze, die sie zur Hochzeit geschenkt bekommen hatte. Dem Richter und seiner Frau fehlten ebenfalls Schmuck und Geld. Mrs Carmichael war am schlimmsten geschädigt worden. Sie hatte in ihrer Wohnung nicht nur kostbaren Schmuck, sondern auch eine größere Summe Geld aufbewahrt, die gestohlen worden waren. Es war Janets freier Abend gewesen, und Mrs Carmichael hatte die Angewohnheit, in der Dämmerung im Garten spazieren zu gehen und ihre gefiederten Freunde zu füttern. Es war offensichtlich, dass Mary, das perfekte Hausmädchen, Schlüssel zu allen Wohnungen hatte!

Es muss zugegeben werden, dass die Schadenfreude groß war in St. Mary Mead. Miss Lavinia hatte so geprahlt mit ihrer fabelhaften Mary.

»Dabei war sie nur eine gewöhnliche Diebin!«

Es folgten weitere überraschende Entdeckungen. Mary hatte nicht nur das Weite gesucht, sondern hatte, wie die Agentur, die sie vermittelt und sich für ihren Leumund verbürgt hatte, gar nicht existiert. Mary Higgins war der Name eines unbescholtenen Dienstmädchens, das bei der Schwester eines Dekans angestellt gewesen war. Die wirkliche Mary Higgins lebte friedlich in einem Ort in Cornwall.

»Verdammt schlau eingefädelt«, musste Inspektor Slack gezwungenermaßen zugeben. »Diese Frau gehört zu einer Bande. Es gab einen ähnlichen Fall vor einem Jahr in Northumberland. Das Diebesgut ist nie wieder aufgetaucht, und sie wurde nicht erwischt. Wie auch immer – uns wird sie nicht entkommen!«

Inspektor Slack war ein sehr zuversichtlicher Mann.

Aber die Wochen verstrichen, und Mary Higgins war immer noch auf freiem Fuß. Allen Anstrengungen zum Trotz gelang es Inspektor Slack nicht, sie aufzuspüren.

Miss Lavinia war verbittert. Miss Emily hatte sich so aufgeregt, dass sie aus Angst tatsächlich nach Dr. Haydock schickte.

Das ganze Dorf war begierig zu erfahren, was er von Miss Emilys vorgegebenen Krankheiten hielt. Da man ihn aber nicht direkt fragen konnte, wurde die Neugierde schließlich durch die Auskunft des Apothekergehilfen gestillt. Dr. Haydock hatte Miss Emily eine Mixtur aus Asafötida und Baldrian verschrieben – ein altbekanntes Heilmittel, das Simulanten in der Armee verabreicht wurde!

Bald darauf erfuhr man, dass Miss Emily, enttäuscht über die unzureichende ärztliche Behandlung, die ihr widerfahren war, es vorzog, in die Nähe eines Spezialisten in London zu übersiedeln. Sie gab vor, dies nur wegen Lavinia beschlossen zu haben.

Die Wohnung wurde zur Weitervermietung ausgeschrieben.

Einige Tage danach erschien eine aufgeregte Miss Marple im Polizeirevier von Much Benham und fragte nach Inspektor Slack.

Inspektor Slack mochte Miss Marple nicht. Aber er wusste, dass der Polizeichef, Oberst Melchett, seine Abneigung nicht teilte. Daher empfing er sie widerwillig.

»Guten Tag, Miss Marple, was kann ich für Sie tun?«

»Oh«, sagte Miss Marple. »Sie scheinen wenig Zeit zu haben.«

»Ich habe viel zu tun«, antwortete Inspektor Slack, »aber ich kann einige Minuten erübrigen.«

»O je«, sagte Miss Marple. »Hoffentlich kann ich mich verständlich machen, es ist oft so schwierig, sich richtig auszudrücken, finden Sie nicht auch? Nein, Sie kennen diese Schwierigkeiten nicht. Aber verstehen Sie, für jemanden, der nicht modern erzogen worden ist – ich war nur Gouvernante, die etwas über die Könige von England erzählen konnte und ein bisschen Allgemeinwissen weitergeben konnte – zum Beispiel über die drei Krankheiten von Weizen – Fäulnis, Mehltau – was war die dritte doch gleich – war es Getreidebrand?«

»Wollen Sie mir etwas über Getreidebrand erzählen?« fragte Inspektor Slack und errötete leicht.

»Oh, nein, nein«, wehrte Miss Marple hastig ab. »Damit will ich nur veranschaulichen, wie leicht man abschweifen kann. Man lernt nicht, bei der Sache zu bleiben. Und ge-

nau das will ich tun. Es dreht sich um Miss Skinners Dienstmädchen, Gladys, verstehen Sie?«

»Mary Higgins«, verbesserte Inspektor Slack.

»Ja, das zweite Mädchen. Aber ich meine Gladys Holmes – eine ziemlich unverschämte und eingebildete Person – aber grundehrlich. Und es ist so wichtig, dass das anerkannt wird.«

»Es liegt keine Anzeige gegen sie vor«, sagte der Inspektor.

»Nein, ich weiß, dass keine Anzeige vorliegt – um so schlimmer. Verstehen Sie, die Leute denken weiterhin daran. O je – ich fürchte, ich drücke mich sehr umständlich aus. Was ich eigentlich sagen will, ist, dass es wichtig ist, Mary Higgins zu finden.«

»Nun«, meinte Inspektor Slack, »was würden Sie vorschlagen?«

»Ich habe mir tatsächlich Gedanken darüber gemacht«, gab Miss Marple zu. »Darf ich Sie etwas fragen? Würden Ihnen Fingerabdrücke weiterhelfen?«

»Ah«, rief Inspektor Slack aus. »Sie ist sehr schlau vorgegangen. Sie hat anscheinend nur mit Handschuhen gearbeitet. Sie hat sorgfältig alle Fingerabdrücke abgewischt – in ihrem Schlafzimmer, am Waschbecken, überall. Wir haben im ganzen Haus keinen einzigen Fingerabdruck entdeckt!«

»Wäre es von Nutzen, wenn Sie ihre Fingerabdrücke hätten?«

»Möglicherweise, Madam. Sie könnten bei Scotland Yard registriert sein. Ich vermute, es war nicht ihr erstes Verbrechen!«

Miss Marple nickte lebhaft. Sie öffnete ihre Handtasche und nahm eine kleine Schachtel heraus. Darin lag, sorgfältig in Watte verpackt, ein kleiner Spiegel.

»Aus meiner Handtasche«, erklärte Miss Marple. »Die Fingerabdrücke des Hausmädchens sind darauf. Sie dürften deutlich abgezeichnet sein, sie hatte kurz zuvor eine äußerst klebrige Masse berührt.«

Inspektor Slack starrte sie an. »Haben Sie sie den Spiegel vorsätzlich berühren lassen?«

»Natürlich.«

»Sie haben sie verdächtigt?«

»Ich war nur misstrauisch, sie schien mir zu perfekt zu sein. Ich habe sogar Miss Lavinia darauf hingewiesen, aber sie wollte mich nicht verstehen. Herr Inspektor, ich muss Ihnen gestehen, dass ich leider nicht an Tugendbolde glauben kann. Wir haben alle unsere Fehler – und im häuslichen Bereich erkennt man sie sehr schnell!«

»Ich muss schon sagen«, Inspektor Slack gewann mühsam die Fassung wieder, »ich bin Ihnen sehr zu Dank verpflichtet. Wir werden die Fingerabdrücke dem Yard einsenden und abwarten, was dabei herauskommt.«

Er verstummte. Miss Marple hatte den Kopf leicht zur Seite geneigt und sah ihn bedeutungsvoll an.

»Könnten Sie vielleicht in Betracht ziehen, der Sache hier auf den Grund zu gehen?«

»Was meinen Sie damit, Miss Marple?«

»Es ist schwierig, das zu erklären. Oft stören einen Kleinigkeiten, etwas kommt einem seltsam vor, obwohl es meist nichts zu bedeuten hat. Etwas war eigentümlich an der Geschichte mit Gladys und der Brosche. Sie ist ein ehrliches Mädchen; sie hat die Brosche nicht genommen. Warum hat Miss Skinner sie verdächtigt? Miss Skinner ist nicht dumm, im Gegenteil! Warum hat sie so darauf gedrängt, ein gutes Dienstmädchen loszuwerden, wenn Dienstboten so schwer zu bekommen sind? Das kam mir seltsam vor, verstehen Sie? Ich habe mich darüber gewundert und fing an nachzudenken. Es gab noch eine

zweite Eigentümlichkeit, die mir keine Ruhe ließ! Miss Emily ist ein Hypochonder, aber sie ist der erste Hypochonder, der nicht sofort nach einem Doktor gerufen hat. Hypochonder lieben Ärzte. Miss Emily lehnte sie ab!«

»Was vermuten Sie, Miss Marple?«

»Miss Lavinia und Miss Emily kommen mir sehr verdächtig vor. Miss Emily verbringt ihre Zeit fast ausschließlich in einem abgedunkelten Zimmer. Und wenn sie nicht eine Perücke trug, dann will ich auf der Stelle meinen falschen Zopf aufessen! Ich behaupte, dass es durchaus möglich ist, dass eine schwache, blasse, grauhaarige, jammernde Frau identisch sein kann mit einer schwarzhaarigen, rotwangigen, rundlichen Frau. Es gibt niemanden, der Miss Emily und Mary Higgins jemals zusammen gesehen hat.

Sie hatte genügend Zeit, um sich Abdrücke von allen Schlüsseln zu besorgen, die Gewohnheiten der Mieter auszuforschen und sich dann ihres Dienstmädchens aus dem Ort zu entledigen. Miss Emily geht nachts zu Fuß zum Bahnhof, um sich von dort als Mary Higgins am nächsten Tag abholen zu lassen. Und dann, im geeigneten Moment verschwindet Mary Higgins und zieht den Verdacht auf sich. Ich sage Ihnen, wo Sie sie finden können, Inspektor. Auf Miss Emily Skinners Sofa! Besorgen Sie sich ihre Fingerabdrücke, falls Sie mir nicht glauben, aber Sie werden sehen, dass ich Recht habe! Die Skinners sind ein mit allen Wassern gewaschenes, raffiniertes Diebespärchen und stecken zweifelsohne mit anderen unter einer Decke. Aber diesmal kommen sie nicht ungeschoren davon! Ich werde es nicht zulassen, dass der Ruf eines der Mädchen aus dem Dorf darunter leidet. Gladys Holmes ist ein ehrlicher Mensch, und alle werden es erfahren! Guten Tag!«

Miss Marple war hinausstolziert, ehe Inspektor Slack sich von seinem Schock erholt hatte.

»Puh!«, murmelte er. »Ob sie Recht hat?«

Er musste bald erkennen, dass Miss Marple wieder einmal richtig vermutet hatte.

Oberst Melchett gratulierte Slack und lobte ihn wegen seiner Tüchtigkeit, und Miss Marple redete Gladys ins Gewissen, als sie bei Edna zu Besuch war, sich endlich eine dauerhafte Stellung zu suchen.

Miss Marple erzählt eine Geschichte

»Ich glaube nicht, meine Lieben, dass ich euch je die ziemlich seltsame Geschichte erzählt habe, die vor ein paar Jahren passiert ist. Weder dir, Raymond, noch dir, Joan. Ich möchte auf keinen Fall eingebildet erscheinen… Natürlich weiß ich, dass ich im Vergleich mit euch jungen Leuten überhaupt nicht clever bin… Raymond schreibt so moderne Bücher über ziemlich unsympathische junge Männer und Frauen, und Joan malt bemerkenswerte Bilder, alles darauf ist eckig oder weist seltsame Rundungen auf – wirklich, sie sind sehr gelungen, meine Liebe! Doch was sagt Raymond immer von mir? Natürlich auf nette Art, denn er ist der netteste Neffe, den man sich vorstellen kann… dass ich hoffnungslos altmodisch bin. Wovon sprach ich doch gerade? Ja, natürlich, ich möchte nicht eingebildet erscheinen, obwohl ich ein ganz klein wenig stolz auf mich bin, denn ich habe mit etwas gesundem Menschenverstand ein Problem gelöst, das wesentlich klügeren Köpfen als meinem zu schaffen machte. Zwar lag die Lösung von Anfang an auf der Hand…

Also, ich werde euch meine kleine Geschichte erzählen, und wenn ihr meint, dass ich mir zu viel darauf einbilde, denkt daran, ich habe einem Menschen geholfen, der sich in großen Schwierigkeiten befand.

Ich erinnere mich, dass Gwen eines abends um neun Uhr – ihr erinnert euch doch noch an Gwen, mein nettes rothaariges Dienstmädchen? – also, Gwen kam und sagte mir, Mr Petherick und ein anderer Herr wünschten mich

zu sprechen. Sie saßen im Wohnzimmer, während ich mich im Esszimmer aufhielt; ich finde es so verschwenderisch, im Frühling zwei Kamine brennen zu lassen.

Ich wies Gwen an, Cherry-Brandy und Gläser zu bringen, und ging ins Wohnzimmer. Ich weiß nicht, ob ihr euch an Mr Petherick erinnert? Er starb vor zwei Jahren, doch viele Jahre lang war er sowohl ein persönlicher Freund als auch ein guter Rechtsberater für mich. Ein sehr gewissenhafter und auch kluger Rechtsanwalt. Jetzt kümmert sich sein Sohn um meine Angelegenheiten auch ein fähiger Kopf –, doch irgendwie habe ich nicht dasselbe Vertrauen zu ihm.

Ich entschuldigte mich bei Mr Petherick, dass kein Feuer im Kamin brenne, und dann stellte er mich seinem Freund vor, einem Mr Rhodes. Einem noch jungen Mann, etwas über Vierzig. Ich merkte sofort, dass etwas mit ihm nicht stimmte. Er benahm sich sehr seltsam. Man hätte ihn für unhöflich halten können, doch er stand unter einem großen Druck, wie ich gleich merkte.

Nachdem wir uns im Esszimmer niedergelassen hatten, jeder ein Gläschen Cherry-Brandy vor sich, erklärte Mr Petherick den Grund seines Kommens.

›Miss Marple‹, sagte er, ›bitte entschuldigen Sie meinen unerwarteten Besuch. Aber ich brauche Ihren Rat.‹

Ich wusste nicht, was er mit seinen Worten sagen wollte, doch er fuhr fort: ›Wenn jemand schwer erkrankt ist, möchte man immer zwei Diagnosen haben. Die des Hausarztes, und die eines Spezialisten. Allgemein wird angenommen, dass die Diagnose des Spezialisten kompetenter ist, doch der Meinung bin ich nicht. Ein Spezialist kennt nur sein eigenes Fachgebiet, der Hausarzt aber hat – vielleicht – weniger Fachwissen, dafür um so mehr Erfahrung.‹

Ich wusste, was er damit sagen wollte. Erst vor Kurzem hatte eine meiner jungen Nichten ihr Kind von einem

bekannten Dermatologen behandeln lassen, ohne vorher ihren Hausarzt zu konsultieren. Der Dermatologe verordnete eine ziemlich teure Behandlung, und schließlich stellte es sich heraus, dass das Kind einfach die Masern hatte.

Ich führe das nur an – denn ich hasse es, vom Thema abzuschweifen –, um zu erklären, dass ich verstand, was Mr Petherick meinte. Doch ich wusste immer noch nicht, worauf er hinauswollte.

›Falls Mr Rhodes krank sein sollte …‹, sagte ich, doch unterbrach mich sofort, denn der arme Mann lachte verbittert.

Er meinte: ›Wahrscheinlich werde ich innerhalb von ein paar Monaten tot sein.‹

Und dann wurde die ganze Geschichte klarer. Vor Kurzem war in Barnchester ein Mord geschehen. Es ist eine kleine Stadt, etwa zwanzig Meilen von hier entfernt. Ich hatte dem damals nicht viel Aufmerksamkeit geschenkt, denn hier bei uns im Ort passiert immer Allerlei. Doch ich konnte mich erinnern, dass ich über eine Frau gelesen hatte, die in einem Hotel erstochen aufgefunden wurde. Ihren Namen wusste ich nicht mehr. Und jetzt stellte sich heraus, dass diese Frau Mr Rhodes' Gattin gewesen war und er unter Mordverdacht stand.

Das alles erzählte mir Mr Petherick und betonte die Tatsache, dass, obwohl Anklage gegen Unbekannt erhoben worden war, Mr Rhodes in Kürze mit einer Mordanklage rechnen müsse. Deshalb habe er Mr Petherick aufgesucht und um seinen Beistand gebeten. Mr Petherick fügte noch hinzu, dass sie beide am Nachmittag Sir Malcolm Olde aufgesucht hätten, der im Fall einer Anklage Mr Rhodes verteidigen würde.

Sir Malcolm sei ein junger, dynamischer Mann, sagte Mr Petherick, sehr modern in seinen Methoden, und er habe schon eine gewisse Verteidigungstaktik für diesen Fall

entwickelt. Doch mit dieser Verteidigungstaktik war Mr Petherick ganz und gar nicht einverstanden.

›Liebe Miss Marple‹, sagte er, ›sie sieht mir zu sehr nach dem Standpunkt eines Spezialisten aus. Wenn Sie Sir Malcolm einen Fall übertragen, legt er sich auf einen Punkt fest, was für einen Verteidiger vernünftig ist. Doch dabei kann selbst der beste Verteidiger den wesentlichen Punkt übersehen, einfach das, was wirklich geschah.‹

Dann sagte er noch ein paar nette Dinge über meinen gesunden Menschenverstand, meine Kenntnis der menschlichen Natur und mein Urteilsvermögen und bat mich, mir den Fall vortragen zu dürfen. Vielleicht wüsste ich eine Lösung.

Mr Rhodes war es gar nicht recht, hier bei mir zu sitzen, und außerdem zweifelte er daran, dass ich ihm helfen könnte. Doch Mr Petherick beachtete ihn nicht und erzählte mir, was in jener Nacht des achten März geschehen war.

Mr und Mrs Rhodes hatten sich im Crown Hotel in Barnchester aufgehalten. Mrs Rhodes, die, so entnahm ich Mr Pethericks vorsichtiger Ausdrucksweise, vielleicht etwas hypochondrisch veranlagt war, war unmittelbar nach dem Abendessen zu Bett gegangen. Sie und ihr Mann bewohnten zwei nebeneinandergelegene Zimmer, die durch eine Tür verbunden waren. Mr Rhodes, der an einem Buch über prähistorische Feuersteine arbeitete, setzte sich zum Schreiben in sein Zimmer. Um elf Uhr ordnete er sein Manuskript und wollte ins Bett gehen. Doch vorher warf er noch einen Blick in das Zimmer seiner Frau, um sicherzugehen, dass ihr nichts fehle. Das Licht brannte, und sie lag erstochen in ihrem Bett. Sie war seit etwa einer Stunde tot, wahrscheinlich schon länger. Folgendes wurde festgestellt: Es gab noch eine zweite Tür in Mrs Rhodes' Zimmer, die auf den Flur führte. Diese Tür war von innen verriegelt. Das einzige Fenster

des Raumes war ebenfalls verschlossen. Nach Mr Rhodes' Aussage hatte niemand, außer dem Zimmermädchen, das die Wärmflaschen brachte, die Räume betreten. Mrs Rhodes wurde mit einem Stilett getötet, das auf ihrer Frisierkommode lag und das sie als Brieföffner zu benutzen pflegte. Es wurden keine Fingerabdrücke auf der Waffe gefunden.

Also hatten nur Mr Rhodes und das Zimmermädchen den Raum des Opfers betreten.

Ich erkundigte mich näher nach dem Mädchen. ›Auch wir nahmen sie als erste unter die Lupe‹, antwortete Mr Petherick. ›Mary Hill stammt aus dem Ort und arbeitete schon seit zehn Jahren im Hotel als Zimmermädchen. Es gab absolut keinen Grund, warum sie plötzlich einen Gast des Hauses hätte töten sollen. Sie ist nicht sehr intelligent, doch ihre Version der Geschehnisse blieb immer dieselbe. Sie brachte Mrs Rhodes eine Wärmflasche und sagte, dass die Dame zu diesem Zeitpunkt schon sehr müde gewesen sei. Meiner Meinung nach kann sie den Mord nicht begangen haben.‹

Mr Petherick fügte weitere Einzelheiten hinzu. Am Ende der Treppe im Crown Hotel ist ein kleiner Aufenthaltsraum, wo manchmal Gäste sitzen und Kaffee trinken. Ein Gang führt nach rechts, und die letzte Tür am Ende dieses Gangs ist die Tür zu Mr Rhodes' Zimmer. Dann macht der Gang wieder eine scharfe Rechtsbiegung, und die erste Tür nach der Biegung führt in Mrs Rhodes' Zimmer. Zufällig waren Zeugen anwesend, die beide Zimmertüren sehen konnten. Die erste Tür, die zu Mr Rhodes' Zimmer – ich möchte sie A nennen –, konnte von vier Personen gesehen werden, zwei Handelsvertretern und einem älteren Ehepaar, die dort Kaffee tranken. Nach ihren Aussagen gingen nur Mr Rhodes und das Zimmermädchen durch Tür A. Tür B wurde von einem Elektriker, der dort eine Leitung reparierte, beobachtet,

und er sagt, er habe nur das Zimmermädchen dort ein- und ausgehen sehen.

Das war ein sehr seltsamer und interessanter Fall. Es sah aus, als ob Mr Rhodes der Mörder seiner Frau sein musste. Doch Mr Petherick war von der Unschuld seines Klienten überzeugt. Und Mr Petherick war ein sehr erfahrener Anwalt.

Bei der Voruntersuchung hatte Mr Rhodes eine etwas verworrene Geschichte über eine Frau erzählt, die Mrs Rhodes Drohbriefe geschrieben hatte. Diese Geschichte schien höchst unglaubhaft. Von Mr Petherick ermuntert, sagte er: ›Offen gestanden, ich habe nie so recht daran geglaubt. Ich dachte, Amy hätte das alles nur erfunden.‹ Ich nahm an, dass Mrs Rhodes eine jener Frauen gewesen ist, die das Leben auf unangenehme Art und Weise komplizieren. Ständig passiert ihnen etwas, und wenn sie auf einer Bananenschale ausrutschen, klingt es, als wären sie mit knapper Not dem Tode entronnen. Und so hatte ihr Mann die Gewohnheit angenommen, ihren Erzählungen keinen Glauben mehr zu schenken. Die Geschichte, dass die Mutter eines Kindes, das sie bei einem Autounfall getötet hatte, ihr Rache geschworen hatte nun, Mr Rhodes nahm sie einfach nicht zur Kenntnis. Der Unfall war vor ihrer Heirat passiert, und obwohl sie ihm die Drohbriefe vorgelesen hatte, war er davon überzeugt, seine Frau schriebe sie selbst. Das war vorher schon ein- oder zweimal vorgekommen. Sie neigte zur Hysterie und inszenierte ständig Zwischenfälle dieser Art.

Ich kenne solche Menschen. Hier im Dorf lebt eine junge Frau, die sich ganz ähnlich verhält. Nur das Schlimme mit diesen Menschen ist, passiert ihnen wirklich etwas, so glaubt ihnen niemand mehr. Und so schien es in diesem Fall auch zu sein. Wahrscheinlich glaubte die Polizei, dass Mr Rhodes die Geschichte nur erfunden habe, um den Verdacht von sich abzulenken.

Ich fragte, ob es während ihres Aufenthalts im Hotel noch andere weibliche Gäste gegeben habe. Zwei Damen, lautete die Antwort, eine Mrs Granby, eine Witwe, und eine Miss Carruthers, eine alte Jungfer, die mit näselnder Stimme sprach. Mr Petherick fügte hinzu, dass die Untersuchung ergeben hätte, dass weder Mrs Granby noch Miss Carruthers in der Nähe des Tatorts gesehen worden wären noch irgendwie mit der Tat in Zusammenhang gebracht werden könnten. Ich bat ihn, mir die beiden Frauen zu beschreiben. Mrs Granby hatte ziemlich unordentlich frisierte rötliche Haare, einen blassen Teint und war etwa fünfzig. Sie kleidete sich in auffallende indische Seidengewänder. Miss Carruthers hingegen war etwa vierzig, trug einen Kneifer und das Haar kurz. Ihre Kleidung war von männlichem Zuschnitt.

›Du meine Güte‹, sagte ich. ›Das macht die Sache eher schwierig.‹ Mr Petherick sah mich fragend an, doch ich wollte ihm zu diesem Zeitpunkt nicht mehr sagen, und so fragte ich ihn, wie Sir Malcolm Olde den Fall betrachte.

Sir Malcolm, so schien es, wollte auf Selbstmord plädieren, obwohl der Autopsiebericht sowie das Fehlen von Fingerabdrücken auf der Waffe dagegen sprachen. Doch diese Schwierigkeiten schienen Sir Malcolm wenig zu beeindrucken. Ich fragte Mr Rhodes, wie er über die Sache denke, und er gab zur Antwort, dass er nicht an einen Selbstmord seiner Frau glaube. ›Sie gehörte nicht zu den Menschen, die sich umbringen‹, sagte er, und ich glaubte ihm. Hysteriker begehen gewöhnlich nicht Selbstmord.

Ich dachte eine Weile nach und fragte dann, ob die Tür von Mr Rhodes' Zimmer direkt auf den Korridor geführt habe. ›Nein‹, antwortete er, ›es gab noch eine Tür, zu einem kleinen Vorraum mit angrenzendem Bad. Und diese Tür zwischen Schlafzimmer und Vestibül war von innen verschlossen.‹

›In diesem Fall ist die ganze Geschichte außerordentlich einfach‹, sagte ich.

Und wirklich, es war einfach… die einfachste Sache von der Welt. Doch schien niemand sie unter diesem Blickwinkel betrachtet zu haben.

Beide, Mr Petherick und Mr Rhodes starrten mich an, dass ich mich ein wenig unbehaglich fühlte.

›Vielleicht hat Miss Marple den Fall nicht ganz erfasst‹, sagte Mr Rhodes.

›Oh, doch‹, antwortete ich. ›Es gibt vier Möglichkeiten. Entweder wurde Mrs Rhodes von ihrem Mann getötet oder von dem Zimmermädchen, oder sie beging Selbstmord, oder ein Unbekannter, den niemand kommen und gehen sah, brachte sie um.‹

›Und das ist einfach unmöglich‹, unterbrach mich Mr Rhodes. ›Niemand konnte mein Zimmer betreten, ohne dass ich ihn gesehen hätte. Selbst wenn jemand ungesehen in das Zimmer meiner Frau gekommen wäre, wie hätte er es verlassen? Die Tür war doch von innen verriegelt.‹

Mr Petherick sah mich fragend an. ›Nun, Miss Marple?‹

›Ich möchte Ihnen eine Frage stellen, Mr Rhodes‹, sagte ich. ›Wie sah das Zimmermädchen aus?‹

Er antwortete, dass er es nicht genau wusste. Er glaubte, sie sei groß, konnte sich aber nicht erinnern, ob sie dunkles oder helles Haar gehabt habe. Dann stellte ich Mr Petherick dieselbe Frage.

Er antwortete, sie sei mittelgroß gewesen und habe blondes Haar und blaue Augen gehabt.

Mr Rhodes sagte: ›Sie sind ein besserer Beobachter als ich, Petherick.‹ Diese Meinung teilte ich nicht. Dann fragte ich Mr Rhodes, ob er mein Hausmädchen beschreiben könne. Weder er noch Mr Petherick konnte es.

›Verstehen Sie denn nicht, was das bedeutet?‹, sagte ich. ›Sie kamen beide hierher und waren mit Ihren Sorgen beschäftigt. Die Person, die Ihnen die Tür öffnete, war nur ein Hausmädchen. Das gleiche trifft auf Mr Rhodes im Hotel zu. Er sah nur ein Zimmermädchen. Er bemerkte ihre Uniform und ihre Schürze. Er konzentrierte sich auf seine Arbeit. Mr Petherick hingegen sprach aus einem ganz anderen Grund mit ihr. Er nahm sie als Person wahr. Und darauf baute die Frau, die den Mord beging, ihren Plan auf.‹

Da sie immer noch nicht begriffen, musste ich es ihnen erklären. ›Ich glaube, dass die Ereignisse sich so zutrugen‹, sagte ich. ›Das Zimmermädchen kam durch die Tür A, ging durch Mr Rhodes' Zimmer in Mrs Rhodes' Zimmer mit der Wärmflasche und verließ den Raum durch Tür B. X, so will ich die Mörderin nennen, ging durch Tür B in den kleinen Vorraum, versteckte sich dort und wartete, bis das Zimmermädchen gegangen war. Dann betrat sie Mrs Rhodes' Zimmer, nahm das Stilett von der Frisierkommode (zweifellos hatte sie sich vorher mit den Örtlichkeiten vertraut gemacht), ging zum Bett und erstach die Schlafende. Dann wischte sie die Fingerabdrücke von der Waffe, verriegelte die Tür, durch die sie gekommen war, und ging durch Mr Rhodes' Zimmer nach draußen.‹ Mr Rhodes sagte erregt: ›Aber ich müsste sie gesehen haben! Und der Elektriker hätte sie in das Zimmer meiner Frau gehen sehen müssen.‹

›Nein‹, erwiderte ich. ›Da liegt der Fehler. Sie hätten sie beide nicht bemerkt – nicht, wenn sie wie ein Zimmermädchen gekleidet war.‹ Ich wartete, bis sie den Satz verdaut hatten, und fuhr dann fort: ›Sie waren mit Ihrer Arbeit beschäftigt. Nur aus dem Augenwinkel sahen Sie ein Zimmermädchen kommen und gehen. Es war dieselbe Kleidung, aber nicht dieselbe Frau. Deshalb sahen die Zeugen auch nur ein Zimmermädchen. Das Gleiche gilt für den Elektriker. Ich wage zu behaupten, dass ein sehr

hübsches Zimmermädchen vielleicht von einem Mann auch als Frau gesehen wird. Das liegt nun einmal in der menschlichen Natur. Aber hier handelte es sich um eine ganz gewöhnliche ältere Frau. Also achtet man nur auf die Kleidung, aber nie auf den Menschen.‹

Mr Rhodes fragte aufgeregt: ›Und wer war sie?‹

›Nun‹, antwortete ich, ›das ist etwas schwierig. Entweder Mrs Granby oder Miss Carruthers. Die Beschreibung von Mrs Granby klingt, als trüge sie eine Perücke, sie hätte also in ihrer Verkleidung als Zimmermädchen ihr eigenes Haar lassen können. Auf der anderen Seite hätte Miss Carruthers bei ihrem kurz geschnittenen Haar durchaus eine Perücke aufsetzen können. Das wird leicht herauszufinden sein. Ich tippe auf Miss Carruthers.‹

Und wirklich, meine Lieben, das ist das Ende der Geschichte: Carruthers war ein falscher Name, sie war die Mörderin. In ihrer Familie hatte es schon Fälle von Geisteskrankheit gegeben. Mrs Rhodes, eine rücksichtslose Autofahrerin, hatte ihr kleines Mädchen bei einem Unfall getötet, und die arme Frau war darüber wahnsinnig geworden. Doch sie verbarg ihren Wahnsinn sehr geschickt, außer dass sie ihrem späteren Opfer jene hässlichen Drohbriefe schrieb. Sie war Mrs Rhodes schon eine Weile gefolgt und hatte ihren Plan sorgfältig vorbereitet. Die Perücke und die Verkleidung hatte sie am nächsten Tag mit der Post weggeschickt. Als man sie mit der Wahrheit konfrontierte, brach sie zusammen und gestand alles. Jetzt ist sie in einer Heilanstalt.

Mr Petherick besuchte mich später und brachte mir einen ganz reizenden Brief von Mr Rhodes, der mich ganz verlegen machte. Dann sagte mein alter Freund zu mir: ›Nur eins möchte ich noch wissen. Warum dachten Sie eher an Miss Carruthers als an Mrs Granby. Sie kannten doch beide nicht.‹

›Nein‹, antwortete ich. ›Sie sagten, dass sie mit näselnder Stimme sprach. Das tun viele Leute in Büchern, doch in Wirklichkeit trifft man kaum solche Menschen. Und dieses Näseln ließ mich an jemand denken, der eine Rolle spielt und zu viel des Guten tut.‹

Ich werde euch Mr Pethericks Antwort darauf ersparen – sie war sehr schmeichelhaft –, ich war ein bisschen stolz auf mich.

Und es ist wirklich schön, wie sich die Dinge manchmal zum Guten wenden. Mr Rhodes hat wieder geheiratet. Ein so nettes Mädchen, und sie haben ein Baby. Und was soll ich euch sagen? Sie haben mich gebeten, Patin für das Kind zu sein. Ist das nicht nett von ihnen?

Nun, ich hoffe, ihr denkt nicht, dass ich zu viel geredet habe.«

Die Puppe der Schneiderin

Die Puppe lag in einem tiefen samtbezogenen Sessel. Im Zimmer herrschte Halbdunkel; der Himmel über London war wolkenverhangen. In dem graugrünen Dämmerlicht schienen die salbeigrünen Möbelbezüge, die Vorhänge und die Teppiche farblich miteinander zu verschmelzen. Auch die Puppe war eins mit ihrem Hintergrund. Mit bemaltem Maskengesicht, die langen, schlaksigen Glieder von sich gestreckt, ruhte sie regungslos in ihrem grünsamtenen Kleid und ihrer Samtkappe. Sie war keine gewöhnliche Puppe, wie Kinder sie kennen. Sie war eine Luxuspuppe, Spielzeug reicher Frauen, ein Ziergegenstand, der neben dem Telefon zu sitzen pflegt, oder zwischen Sofakissen. Wie sie so da lag, leblos und doch sonderbar lebendig, glich sie einem dekadenten Produkt des zwanzigsten Jahrhunderts.

Sybil Fox, die mit einigen Schnittmustern und einem Entwurf ins Zimmer geeilt kam, blickte mit einem leichten Gefühl der Überraschung und Verwirrung auf die Puppe. Sie wunderte sich – aber worüber sie sich auch immer wunderte, es nahm in ihren Gedanken keine konkrete Gestalt an. Stattdessen dachte sie: Wo mag bloß das blaue Samtschnittmuster hingeraten sein? Wo habe ich es nur hingetan? Eben hatte ich es noch, das weiß ich ganz bestimmt. Sie trat vor die Tür und rief durchs Treppenhaus nach oben zum Atelier.

»Elsbeth! Elsbeth! Haben Sie das blaue Schnittmuster oben? Mrs Fellows-Brown kann jede Minute hier sein.«

Sie ging in das Zimmer und schaltete die Lichter an. Dabei warf sie abermals einen Blick auf die Puppe. »Also, wo zum Kuckuck – ach, da ist es ja.« Sie hob das Schnittmuster vom Boden auf, wohin es ihr aus der Hand geglitten war. Aus dem Treppenhaus ertönte das übliche Knarren, als der Fahrstuhl anhielt, und gleich darauf kam Mrs Fellows-Brown, begleitet von ihrem Pekinesenhündchen, ins Zimmer geschnauft, einer Dampflok ähnlich, die würdevoll in einen Landbahnhof einfährt.

»Es wird gleich anfangen zu gießen«, verkündete sie. »Regelrecht zu gießen!«

Sie streifte Handschuhe und Pelz ab. Alicia Coombe kam ins Zimmer. In letzter Zeit kam sie nicht immer, sondern nur noch, wenn besondere Kundinnen erschienen, und Mrs Fellows-Brown war eine besondere Kundin.

Elsbeth, die Direktrice des Ateliers, brachte das Kleid von oben, und Sybil streifte es Mrs Fellows-Brown über den Kopf.

»So«, sagte sie. »Es steht Ihnen wirklich ausgezeichnet. Eine entzückende Farbe, nicht wahr?«

Alicia Coombe lehnte sich ein wenig in ihrem Stuhl zurück und betrachtete prüfend das Kleid.

»Ja«, sagte sie. »Ich finde, es ist gut geworden. Doch, entschieden gelungen.«

Mrs Fellows-Brown drehte sich zur Seite und betrachtete sich im Spiegel.

»Ich muss sagen, Ihre Sachen kaschieren immer fabelhaft meinen Po.«

»Sie sind jetzt aber viel schlanker als vor drei Monaten«, versicherte ihr Sybil.

»Das bin ich eben nicht«, entgegnete Mrs Fellows-Brown, »obwohl ich gestehen muss, in dem Kleid hier sieht es tatsächlich so aus. Irgendwie haben Ihre Sachen

einen Schnitt, der meinen Po schrumpfen lässt. Ich sehe fast so aus, als hätte ich keinen – das heißt, eben nur den üblichen, wie ihn die meisten Menschen haben.« Sie seufzte und strich behutsam über den störenden Körperteil. »Der war immer ein gewisses Problem für mich. Natürlich konnte ich ihn viele Jahre einfach einziehen, wissen Sie, indem ich meine Vorderseite rausstreckte. Aber das geht jetzt nicht mehr, denn jetzt habe ich zu dem Po obendrein auch noch einen Bauch. Und ich meine – na ja, man kann schließlich nicht beides auf einmal einziehen, nicht wahr?«

»Sie sollten mal einige meiner Kundinnen sehen!«, tröstete sie Alicia Coombe.

Mrs Fellows-Brown probierte beide Versionen.

»Ein Bauch ist schlimmer als ein Po«, stellte sie fest. »Es fällt mehr auf. Oder vielleicht bildet man sich das auch nur ein, weil man den Leuten die Vorderseite zukehrt, wenn man mit ihnen redet, und sie einem in dem Moment nicht auf den Po schauen können, aber auf den Bauch. Na jedenfalls, ich hab's mir zur Regel gemacht, den Bauch einzuziehen und den Po sozusagen Po sein zu lassen.« Sie verdrehte den Hals noch weiter nach hinten und sagte dann plötzlich: »Also, Ihre Puppe dort, die verursacht mir eine richtige Gänsehaut! Wie lang haben Sie die schon?«

Sybil blickte unsicher zu Alicia Coombe, deren Gesicht einen verblüfften, aber auch irgendwie bekümmerten Ausdruck angenommen hatte.

»Ich weiß nicht genau… eine ganze Weile, glaube ich – ich kann mir einfach nichts mehr merken. Es ist schrecklich in – letzter Zeit – ich kann mir nichts mehr merken. Sybil, wie lange haben wir sie schon?«

»Ich weiß nicht«, antwortete Sybil kurz.

»Nun«, erklärte Mrs Fellows-Brown, »mir verursacht sie eine Gänsehaut. Direkt gruselig! Ich finde, sie sieht aus,

als würde sie uns alle beobachten und sich dabei ins Fäustchen lachen. Also, ich an Ihrer Stelle würde sie wegtun!« Sie schauderte leicht zusammen. Dann stürzte sie sich wieder in schneidertechnische Details. Sollte sie die Ärmel vielleicht zwei Zentimeter kürzer machen oder nicht? Und wie stand es mit der Länge? Nachdem alle diese wichtigen Punkte zur Zufriedenheit geregelt waren, schlüpfte Mrs Fellows-Brown wieder in ihre eigenen Kleider und machte sich zum Gehen bereit. Als sie an der Puppe vorbeikam, wandte sie noch einmal den Kopf.

»Nein«, erklärte sie mit Nachdruck. »Ich kann diese Puppe nicht leiden. Sie sieht mir zu sehr danach aus, als gehörte sie hierher. Es ist irgendwie ungesund.«

»Was sollte das jetzt heißen?«, fragte Sybil, während Mrs Fellows-Brown über die Treppe nach unten verschwand.

Ehe Alicia Coombe antworten konnte, tauchte Mrs Fellows-Brown wieder auf und streckte den Kopf zur Tür herein.

»Du meine Güte, ich habe wahrhaftig Fou-Ling vergessen. Wo bist du, Schnuckelchen? Na, so etwas!«

Sie starrte auf den Pekinesen, und die beiden anderen Frauen taten es ihr nach. Fou-Ling saß neben dem grünen Samtsessel und glotzte unverwandt auf die schlaffe Gestalt der Puppe, die darauf ruhte. Sein kleines Gesicht mit den hervorquellenden Augen war ausdruckslos, es zeigte weder Vergnügen noch Abneigung. Er glotzte ganz einfach.

»Na, komm schon, bist doch Mamas Liebling«, flötete Mrs Fellows-Brown.

Mamas Liebling nahm nicht die geringste Notiz von ihr.

»Er wird jeden Tag unfolgsamer«, bemerkte Mrs Fellows-Brown in einem Ton, als hebe sie eine Tugend hervor. »Komm schon, Fou-Ling. Fressi-Fressi. Feines Leberchen.«

Fou-Ling drehte den Kopf um ein paar Zentimeter zu seiner Herrin herum und wandte sich dann verachtungsvoll wieder der Puppe zu.

»Sie hat wahrhaftig großen Eindruck auf ihn gemacht«, stellte Mrs Fellows-Brown fest. »Ich glaube nicht, dass sie ihm schon früher aufgefallen ist. Mir übrigens auch nicht. War sie schon da, als ich das letzte Mal kam?«

Die beiden anderen Frauen wechselten einen Blick. Diesmal nahm Sybils Gesicht einen fragenden Ausdruck an, und Alicia Coombe erwiderte stirnrunzelnd: »Ich habe Ihnen ja schon gesagt – ich kann mir in letzter Zeit nichts mehr merken. Wie lange haben wir sie denn nun eigentlich, Sybil?«

»Wo kommt sie her?«, fragte Mrs Fellows-Brown. »Haben Sie sie gekauft?«

»O nein.« Irgendwie war Alicia Coombe bei dieser Idee schockiert. »O nein. Vermutlich hat sie mir jemand geschenkt.« Sie schüttelte den Kopf. »Es ist zum Verrücktwerden!«, stieß sie hervor. »Absolut zum Verrücktwerden, wenn einem sofort alles wieder entfällt.«

»Nun sei nicht albern, Fou-Ling«, rief Mrs Fellows-Brown streng. »Komm sofort hierher. Na, dann werde ich dich eben tragen.«

Sie hob ihn hoch. Fou-Ling stieß ein jämmerlich protestierendes Kläffen aus. Während sie ihn aus dem Zimmer trug, drehte er sein glotzäugiges Gesichtchen über das flaumige Schulterfell hinweg nach hinten und starrte weiterhin mit ungeheurer Konzentration auf die Puppe im Sessel.

»Also, bei der Puppe da«, sagte Mrs Groves, »da läuft's einem richtig kalt den Rücken runter, jawohl.«

Mrs Groves war die Putzfrau. Sie war soeben damit fertiggeworden, rückwärts rutschend wie ein Krebs den

Fußboden zu wischen. Nun stand sie aufrecht und bewegte sich gemächlich mit einem Staubtuch durchs Zimmer.

»Komisches Ding«, fuhr sie fort. »Ist mir eigentlich erst gestern aufgefallen. Und dann direkt schlagartig sozusagen.«

»Sie gefällt Ihnen nicht?«, fragte Sybil.

»Ich sag Ihnen doch, Mrs Fox, wenn ich sie anschaue, läuft's mir kalt den Rücken runter. Irgendwas ist mit der nicht richtig, verstehen Sie. Diese langen Schlackerbeine, und wie sie da hockt, und dieser tückische Blick, den sie in den Augen hat. Ich sage Ihnen, mit der stimmt was nicht.«

»Sie haben bisher nie etwas über sie gesagt«, wandte Sybil ein.

»Ich sag Ihnen doch, sie ist mir nie aufgefallen – bis heute morgen… Na sicher, ich weiß, dass sie schon 'ne ganze Weile hier ist, aber – « Sie hielt inne, und ein nachdenklicher Ausdruck huschte über ihr Gesicht. »Die könnte einem nachts im Traum erscheinen.« Damit suchte sie ihre Putzutensilien zusammen, verließ den Raum, wo die Anproben stattfanden, und ging durchs Treppenhaus ins gegenüberliegende Zimmer. Sybil betrachtete die ruhende Puppe. Ihre Miene nahm einen Ausdruck wachsender Verblüffung an. Als Alicia Coombe ins Zimmer trat, fuhr Sybil abrupt herum.

»Miss Coombe, nun mal im Ernst, seit wann haben wir dieses Geschöpf?«

»Was, die Puppe? Meine Liebe, Sie wissen doch, dass ich so vergesslich geworden bin. Gestern – also es ist einfach zu albern! Ich wollte zu diesem Vortrag gehen und war noch nicht halb die Straße hinunter, als ich plötzlich merkte, dass ich vergessen hatte, wo ich hinwollte. Ich überlegte hin und her. Schließlich sagte ich mir, bestimmt wollte ich zu Fortnums. Ich erinnerte

mich, dass ich bei Fortnums etwas hatte besorgen wollen. Also, ob Sie es glauben oder nicht, erst als ich längst wieder zuhause war und meinen Tee trank, da fiel mir der Vortrag wieder ein. Selbstverständlich habe ich immer gehört, dass man mit fortschreitendem Alter allmählich senil wird, aber bei mir geht das viel zu schnell. Jetzt habe ich schon wieder vergessen, wo ich meine Handtasche hingetan habe – und meine Brille auch. Wo habe ich bloß die Brille hingelegt? Gerade eben hatte ich sie noch – ich las etwas in der Times.«

»Die Brille liegt hier auf dem Kaminsims.« Sybil reichte sie Alicia Coombe. »Woher haben Sie die Puppe? Wer hat sie Ihnen geschenkt?«

»Auch das ist mir total entfallen. Vermutlich hat sie mir irgendjemand gegeben oder zugeschickt… Aber eigentlich scheint sie mir sehr gut in das Zimmer zu passen, nicht wahr?«

»Ein bisschen zu gut, finde ich«, sagte Sybil. »Das Komische ist, auch ich kann mich nicht erinnern, wann ich sie zum ersten Mal dort gesehen habe.«

»Nun nehmen Sie sich bloß kein Beispiel an mir«, ermahnte sie Alicia Coombe. »Sie sind schließlich noch jung.«

»Nein, wirklich, Miss Coombe, ich weiß es nicht mehr. Gestern, da habe ich sie mir angesehen und dabei gedacht, die hat so was – also, ich finde, Mrs Groves hat ganz Recht – so was Unheimliches an sich. Und dann dachte ich mir, das habe ich ja schon mal gedacht, und dann habe ich versucht, mich zu besinnen, wann das war, und – also ich wusste es einfach nicht mehr! Irgendwie war es so, als hätte ich sie noch nie zuvor gesehen – aber andererseits kam es mir nicht so vor. Mir war, als wäre sie schon seit langer Zeit hier, aber als hätte ich sie gerade erst bemerkt.«

»Vielleicht kam sie eines Tages auf einem Besenstiel durchs Fenster hereingeflogen«, meinte Alicia Coombe. »Jedenfalls, jetzt gehört sie hierher.« Sie blickte sich um. »Man könnte sich den Raum kaum ohne sie vorstellen, nicht wahr?«

»Nein«, bestätigte Sybil mit einem leichten Schaudern, »aber ich wünschte mir, ich könnte es.«

»Sie könnten was?«

»Mir den Raum ohne sie vorstellen.«

»Wollen wir hier eigentlich alle verrückt spielen wegen dieser Puppe?«, rief Alicia Coombe ungeduldig. »Was ist denn verkehrt an dem armen Ding? Für mich sieht sie aus wie eine verwelkte Kohlstaude, aber vielleicht«, fügte sie hinzu, »liegt das daran, dass ich meine Brille nicht aufhabe.« Sie setzte sich die Brille auf die Nase und blickte die Puppe fest an. »Ja, jetzt verstehe ich, was Sie meinen. Sie ist tatsächlich ein bisschen unheimlich… Traurig sieht sie aus, aber – irgendwie auch hinterhältig und ziemlich energisch dazu.«

»Komisch«, meinte Sybil, »dass Mrs Fellows-Brown eine so heftige Abneigung gegen sie gefasst hat.«

»Ach, das ist eine, die nie ein Blatt vor den Mund nimmt.«

»Aber es ist eigenartig«, beharrte Sybil, »dass ausgerechnet diese Puppe einen solchen Eindruck auf sie gemacht haben soll.«

»Oh, manchmal überfallen einen ganz plötzlich solche Antipathien.«

»Vielleicht«, sagte Sybil mit einem leichten Auflachen, »war die Puppe bis gestern tatsächlich noch nicht da… Vielleicht ist sie – ist sie einfach durchs Fenster geflogen, wie Sie sagten, und hat sich hier häuslich niedergelassen.«

»Nein«, entgegnete Alicia Coombe, »ich bin mir sicher, sie ist schon seit einer ganzen Weile da. Vielleicht ist sie bloß erst gestern sichtbar geworden.«

»So kommt es mir ebenfalls vor«, bestätigte Sybil, »als wäre sie schon seit einer ganzen Weile da… aber trotzdem kann ich mich nicht erinnern, sie vor dem gestrigen Tag direkt wahrgenommen zu haben.«

»Nun machen Sie aber einen Punkt, meine Liebe«, rief Alicia Coombe energisch. »Mir wird ganz sonderbar bei Ihrem Gerede; es läuft mir schon richtig kalt den Rücken hinunter. Bitte, steigern Sie sich nur nicht in irgendwelchen übersinnlichen Quatsch hinein, wegen dieser Puppe.« Sie ergriff die Puppe, schüttelte sie aus, richtete ihre Schultern gerade und setzte sie in einen anderen Sessel. Sofort sackte die Puppe leicht zusammen und streckte die Glieder.

»Sie ist nicht ein bisschen naturgetreu«, sagte Alicia Coombe und starrte dabei wie gebannt auf die Puppe. »Und trotzdem wirkt sie auf eine komische Weise lebendig, nicht wahr?«

»Oh, hab ich mich erschrocken«, rief Mrs Groves, während sie Staub wischend durch den Vorführraum ging. »Derartig, dass ich eigentlich gar nicht mehr gern in den Anproberaum gehe.«

»Wobei haben Sie sich so erschrocken?«, fragte Miss Coombe, die an einem Schreibtisch in der Ecke saß und verschiedene Kundenkonten bearbeitete, zerstreut. »Diese Person«, fuhr sie mehr zu sich als zu Mrs Groves gewandt, fort, »bildet sich ein, sie kann jedes Jahr zwei Abendkleider, drei Cocktailkleider und ein Kostüm bestellen, ohne mir je einen Penny dafür zu bezahlen! Also wirklich, Leute gibt's!«

»Bei der Puppe«, antwortete Mrs Groves.

»Was, schon wieder unsere Puppe?«

»Jawohl. Wie die da am Schreibtisch sitzt, genau wie ein echter Mensch. Huch, hab ich mich erschrocken!«

»Wovon reden Sie da eigentlich?«

Alicia Coombe sprang auf, ging mit langen Schritten durchs Zimmer, über den kleinen Vorplatz im Treppenhaus und in den gegenüberliegenden Raum – den Anproberaum. In einer Ecke davon stand ein zierlicher Sheratonschreibtisch, und dort, auf einem herbeigerückten Stuhl, die langen, schlaffen Arme auf der Schreibplatte, saß die Puppe.

»Da scheint sich irgendjemand einen Spaß geleistet zu haben«, bemerkte Alicia Coombe. »Was für eine Schnapsidee, diese Puppe so dorthin zu setzen. Sie sieht tatsächlich ganz wie lebendig aus.«

In dem Augenblick kam Sybil Fox mit einem Kleid, das an diesem Vormittag anprobiert werden sollte, die Treppe herunter.

»Kommen Sie her, Sybil. Sehen Sie sich das an, jetzt sitzt unsere Puppe schon an meinem Privatschreibtisch und schreibt Briefe.«

Die beiden Frauen standen da und schauten.

»Wirklich«, sagte Alicia Coombe schließlich, »das ist doch zu albern! Ich möchte wissen, wer sie dort hingesetzt hat. Waren Sie das?«

»Nein«, entgegnete Sybil. »Es muss eins von den Mädchen oben gewesen sein.«

»Ein recht törichter Scherz eigentlich.« Alicia Coombe nahm die Puppe vom Schreibtisch und warf sie wieder aufs Sofa.

Sybil legte das Kleid vorsichtig über einen Stuhl, dann ging sie hinaus und die Treppe zum Atelier hinauf.

»Ihr kennt doch diese Puppe«, begann sie, »die Samtpuppe in Miss Coombes Zimmer unten – im Anproberaum?«

Die Direktrice und drei der Mädchen blickten auf.

»Ja, Miss, natürlich kennen wir die.«

»Wer von euch hat sie heute Morgen zum Spaß an den Schreibtisch gesetzt?«

Die drei Mädchen starrten sie an, dann sagte Elsbeth, die Direktrice: »Sie an den Schreibtisch gesetzt? Na, ich bestimmt nicht.«

»Ich auch nicht«, erklärte eines von den Mädchen.

»Und du, Marlene?« Marlene schüttelte den Kopf.

»Vielleicht doch ein kleiner Scherz von Ihnen, Elsbeth?«

»Nein, wirklich!«, entgegnete Elsbeth, eine strenge Frau, die aussah, als müsste sie eigentlich ständig den Mund voller Stecknadeln haben. »Ich habe Besseres zu tun, als mit Puppen herumzuspielen und sie an Schreibtische zu setzen.«

»Nun hört doch mal«, sagte Sybil, und zu ihrer eigenen Überraschung zitterte ihre Stimme leicht, »es war ja – es war ja ein ganz gelungener Scherz, ich würde eben bloß gern wissen, wer es gewesen ist.«

Die drei Mädchen wurden ärgerlich.

»Wir haben Ihnen doch gesagt, Mrs Fox, keine von uns ist es gewesen, stimmt's, Marlene?«

»Also, ich war's nicht, und wenn Nellie und Margaret sagen, sie waren's auch nicht, na, dann war's keine von uns.«

»Meine Antwort darauf haben Sie bereits gehört«, erklärte Elsbeth. »Um was geht es bei der ganzen Sache überhaupt, Mrs Fox?«

»Es kam mir bloß so merkwürdig vor«, sagte Sybil langsam.

»Vielleicht war es Mrs Groves?«, meinte Elsbeth.

Sybil schüttelte den Kopf. »Mrs Groves kann's nicht gewesen sein. Sie hat selbst einen Heidenschreck bekommen.«

»Ich komme mit hinunter und sehe es mir selber an«, sagte Elsbeth.

»Jetzt ist sie nicht mehr dort«, erwiderte Sybil. »Miss Coombe hat sie vom Schreibtisch weggenommen und wieder aufs Sofa gelegt. Also – « Sie machte eine kurze Pause. »Ich meine nach wie vor, es muss sie jemand auf den Stuhl vor den Schreibtisch gesetzt haben – fand das wohl witzig, nehme ich an. Und – und ich verstehe nicht, warum die Betreffende das nicht zugeben will.«

»Ich hab's Ihnen schon zweimal gesagt, Mrs Fox«, erklärte Margaret. »Ich sehe nicht ein, wieso Sie uns immerzu vorwerfen, wir würden lügen. Keine von uns würde so etwas Dummes tun.«

»Ich bitte um Entschuldigung«, sagte Sybil rasch. »Ich wollte euch nicht kränken. Aber – aber wer könnte es bloß sonst gewesen sein?«

»Vielleicht ist sie aufgestanden und selber dorthin gegangen.« Marlene kicherte.

Aus irgendeinem Grund hörte Sybil diese Erklärung nicht gern.

»Ach, ist ja sowieso alles Unfug«, rief sie und ging wieder die Treppe hinunter.

Alicia Coombe kramte leise summend im Zimmer herum, als Sybil hereinkam.

»Ich habe schon wieder meine Brille verlegt«, verkündete sie, »aber eigentlich schadet es nichts. Ich will momentan gar nichts sehen. Das Dumme ist dabei freilich, wenn man so blind ist wie ich, dass, wenn man seine Brille ver-

legt und keine andere hat, die man aufsetzen kann, um sie wiederzufinden, man sie nicht wiederfinden kann, weil man sie nicht sieht.«

»Ich suche sie Ihnen«, versprach Sybil. »Eben hatten Sie sie ja noch.«

»Ich war kurz nebenan, als Sie nach oben gingen. Wahrscheinlich habe ich sie mit hinübergenommen.«

Sie ging in das andere Zimmer hinüber.

»So etwas Lästiges«, rief Alicia Coombe. »Ich möchte die Abrechnungen fertig durchgeben. Aber wie kann ich das, wenn ich meine Brille nicht habe.«

»Ich laufe hinauf und hole Ihnen Ihre Ersatzbrille aus dem Schlafzimmer«, schlug Sybil vor.

»Ich habe im Moment keine Ersatzbrille.«

»Nanu, was ist denn damit passiert?«

»Tja, ich glaube, ich hab sie gestern liegen gelassen, als ich beim Lunch war. Ich hab schon dort angerufen und in den beiden Geschäften, in denen ich war, auch.«

»Du liebe Zeit!«, rief Sybil. »Sie werden sich wohl drei Brillen anschaffen müssen.«

»Wenn ich drei Brillen hätte«, entgegnete Alicia Coombe, »dann würde ich bestimmt mein ganzes Leben damit zubringen, nach der einen oder anderen zu suchen. Nein, ich glaube wirklich, es ist am besten, nur eine einzige zu haben. Dann muss man solange suchen, bis man sie findet.«

»Na, irgendwo wird sie schon sein«, sagte Sybil. »Sie sind ja außer in diesen beiden Räumen nirgends gewesen. Hier ist sie bestimmt nicht, also müssen Sie sie drüben im Anproberaum verlegt haben.«

Sie ging hinüber und schaute sich überall gründlich um. Schließlich, als letzte Möglichkeit, hob sie die Puppe vom Sofa auf.

»Ich hab sie«, rief sie.

»Oh, wo war sie, Sybil?«

»Unter unserer liebreizenden Puppe. Wahrscheinlich haben Sie sie dort hingelegt, als Sie die Puppe wieder aufs Sofa setzten.«

»Das habe ich nicht. Ich bin ganz sicher.«

»Oh«, rief Sybil gereizt, »dann hat sie wohl die Puppe genommen und vor Ihnen versteckt.«

»Wissen Sie«, sagte Alicia, während sie die Puppe nachdenklich betrachtete, »eigentlich würde ich ihr das direkt zutrauen. Sie sieht sehr intelligent aus, finden Sie nicht, Sybil?«

»Ich glaube nicht, dass mir ihr Gesicht gefällt. Sie sieht aus, als wüsste sie etwas, was wir nicht wissen.«

»Finden Sie nicht, dass sie irgendwie traurig und süß aussieht?«, fragte Alicia Coombe bittend, aber ohne Überzeugung.

»Ich finde sie nicht im Geringsten süß«, erwiderte Sybil unwirsch.

»Nein… vielleicht haben Sie Recht… Na gut, machen wir weiter. Lady Lee wird in zehn Minuten hier sein. Ich will nur eben noch diese Rechnungen fertig machen und zur Post geben.«

»Mrs Fox! Mrs Fox!«

»Ja, Margaret?«, fragte Sybil. »Was gibt's?«

Sybil stand über einen Tisch gebeugt und war damit beschäftigt, ein Stück Satin zuzuschneiden.

»Oh, Mrs Fox, es ist schon wieder diese Puppe. Ich habe das braune Kleid runtergebracht, wie Sie mir aufgetragen haben, und da sitzt die Puppe schon wieder am Schreibtisch. Und ich war das nicht – keine von uns war's. Bitte, Mrs Fox, wir würden so etwas bestimmt nicht machen.«

Sybils Schere rutschte ein Stück zur Seite.

»Da«, rief sie ärgerlich. »Sehen Sie nur, was jetzt passiert ist. Na ja, ist wohl nicht so arg. Also, was ist mit der Puppe?«

»Sie sitzt schon wieder am Schreibtisch!«

Sybil ging hinunter und trat in den Anproberaum. Die Puppe saß in der gleichen Haltung am Schreibtisch wie zuvor.

»Du weißt wohl genau, was du willst, was?«, sagte Sybil zu ihr.

Dann nahm sie sie ohne weiteres Federlesen hoch und setzte sie wieder aufs Sofa.

»Da ist dein Platz, mein Mädchen«, sagte sie. »Da bleibst du.«

Sie ging in das Zimmer gegenüber.

»Miss Coombe.«

»Ja, Sybil?«

»Hier treibt tatsächlich jemand einen Schabernack mit uns. Diese Puppe saß doch schon wieder am Schreibtisch.«

»Wer, glauben Sie, setzt sie dorthin?«

»Es muss eins von den drei Mädels oben sein. Findet das Ganze wohl wunders wie spaßig. Natürlich werden sie alle Stein und Bein schwören, dass sie es nicht gewesen sind.«

»Wer ist es, was glauben Sie – Margaret?«

»Nein, nicht Margaret. Das glaube ich nicht. Sie sah selbst ganz merkwürdig aus, als sie hereinkam und es mir sagte. Ich tippe auf diese ewig kichernde Marlene.«

»Auf jeden Fall ist es sehr albern, so etwas zu tun.«

»Allerdings – idiotisch«, sagte Sybil. »Aber«, fügte sie grimmig hinzu, »ich werde der Sache ein Ende bereiten.«

»Wie wollen Sie das anfangen?«

»Warten Sie es ab.«

An diesem Abend sperrte Sybil beim Weggehen den Anproberaum von außen ab.

»Ich sperre diese Tür jetzt zu«, verkündete sie, »und nehme den Schlüssel mit.«

»Ach, ich verstehe«, meinte Alicia leicht belustigt. »Sie fangen an zu glauben, ich selber sei es gewesen, nicht wahr? Sie glauben, ich sei so zerstreut, dass ich hineingehe, um etwas zu schreiben, aber statt meiner die Puppe an den Schreibtisch setze, damit sie für mich schreibt. Ist das Ihre Vorstellung? Und dass ich hinterher das Ganze vergesse?«

»Nun ja, es wäre eine Möglichkeit«, räumte Sybil ein. »Auf jeden Fall werde ich dafür sorgen, dass heute Nacht hier kein alberner Schabernack getrieben wird.«

Am nächsten Morgen ging Sybil nach ihrer Ankunft als Allererstes in den Anproberaum. Entschlossen sperrte sie die Tür auf und marschierte hinein. Mrs Groves wartete bereits, Besen und Staublappen in der Hand, mit gekränkter Miene im Treppenhaus.

»So, jetzt werden wir mal sehen!«, sagte Sybil.

Dann zuckte sie zusammen und zog scharf die Luft ein.

Die Puppe saß am Schreibtisch.

»Puh!«, flüsterte Mrs Groves hinter ihr. »Das ist direkt unheimlich! Jawohl! Aber, aber, Mrs Fox, Sie sehen ja ganz blass aus, als ob Ihnen übel wäre. Ein Schnäpschen, das würde Ihnen jetzt guttun. Wissen Sie, ob Miss Coombe ein Schlückchen oben hat?«

»Mir fehlt nichts«, sagte Sybil abwehrend.

Sie ging auf die Puppe zu, hob sie vorsichtig hoch und trug sie durchs Zimmer.

»Da hat Ihnen schon wieder einer ‘nen dummen Streich gespielt«, meinte Mrs Groves.

»Ich verstehe nicht, wie sie das diesmal fertiggebracht haben sollen«, sagte Sybil langsam. »Ich habe diese Tür gestern Abend abgesperrt. Sie wissen ja selbst, dass niemand hinein konnte.«

»Vielleicht hat noch jemand ‘nen Schlüssel«, wandte Mrs Groves ein.

»Das glaube ich nicht«, entgegnete Sybil. »Wir haben uns bisher nie die Mühe gemacht, diese Tür abzuschließen. Es ist einer von diesen altmodischen Schlüsseln, und es gibt nur einen davon.«

»Vielleicht passt der andere Schlüssel auch – der von der Tür gegenüber.«

Nacheinander probierten sie sämtliche Schlüssel im Atelier aus, aber keiner passte in die Tür zum Anproberaum.

»Es ist wirklich rätselhaft«, bemerkte Sybil, als sie später zusammen beim Mittagessen saßen.

Alicia Coombe sah beinahe erfreut aus.

»Meine Liebe«, sagte sie, »ich finde es einfach fantastisch. Ich meine, wir sollten es diesen PSI-Leuten mitteilen. Wissen Sie, vielleicht schicken die uns einen Prüfer – ein Medium oder so jemanden –, um festzustellen, ob an dem Zimmer irgendetwas Besonderes ist.«

»Es scheint Sie gar nicht zu stören«, sagte Sybil.

»Ach, in gewisser Weise macht es mir sogar Spaß«, erklärte Alicia Coombe. »Wissen Sie, in meinem Alter findet man es ganz lustig, wenn etwas geschieht! Trotzdem – nein«, fügte sie nachdenklich hinzu, »eigentlich gefällt es mir doch nicht so sehr. Ich meine, diese Puppe nimmt sich allmählich wirklich zu viel heraus, nicht wahr?«

An diesem Abend sperrten Sybil und Alicia Coombe die Tür abermals von außen ab.

»Ich glaube noch immer«, sagte Sybil, »dass man uns vielleicht doch an der Nase herumführt, wenn ich auch nicht recht einsehe, warum…«

»Glauben Sie, die Puppe wird morgen Früh wieder am Schreibtisch sitzen?«, fragte Alicia forschend.

»Ja«, antwortete Sybil, »das glaube ich.«

Aber sie irrten sich. Die Puppe saß nicht am Schreibtisch. Sie kauerte stattdessen auf der Fensterbank und schaute auf die Straße hinunter. Und wieder war ihre Haltung von außergewöhnlicher Natürlichkeit.

»Das Ganze ist furchtbar albern, finden Sie nicht?«, sagte Alicia Coombe, als sie an diesem Nachmittag während einer Arbeitspause rasch eine Tasse Tee tranken. Sie waren stillschweigend übereingekommen, dies nicht wie gewöhnlich im Anproberaum, sondern in Alicia Coombes Zimmer gegenüber zu tun.

»Albern inwiefern?«

»Nun, ich will sagen, es gibt eigentlich nichts Greifbares. Bloß eine Puppe, die immerfort an einem anderen Platz sitzt.«

Im Verlauf der folgenden Tage schien diese Feststellung noch zutreffender. Es geschah nun nicht mehr nur des Nachts, dass die Puppe ihren Platz wechselte. Alle Augenblicke konnte es jetzt passieren, dass man, selbst wenn man den Anproberaum nur für ein paar Minuten verließ, bei der Rückkehr die Puppe an einer anderen Stelle vorfand. Es konnte sein, dass man sie auf dem Sofa sitzend zurückgelassen hatte und sie danach auf einem Stuhl entdeckte. Dann saß sie wiederum auf einem anderen Stuhl. Manchmal pflegte sie auch auf der Fensterbank zu sitzen, oder wieder am Schreibtisch.

»Sie wechselt ihren Platz, wie es ihr beliebt«, sagte Alicia Coombe. »Und ich glaube, Sybil, ich glaube, es macht ihr Spaß.«

Die beiden Frauen standen und bückten hinab auf die regungslos daliegende Gestalt in ihrem weichen, schmiegsamen Samtkleid und dem Gesicht aus bemalter Seide.

»Dabei besteht das Ganze aus nichts als ein paar Samt- und Seidenflicken und ein paar Tupfen Farbe«, fuhr Alicia in gezwungenem Ton fort. »Wissen Sie, eigentlich könnten wir – hm – könnten wir sie wegtun.«

»Was meinen Sie, wegtun?« Sybils Stimme klang fast schockiert.

»Na ja«, meinte Alicia, »wir könnten sie ins Feuer werfen, wenn wir ein Feuer hätten. Sie verbrennen, meine ich, wie eine Hexe… Aber natürlich«, fügte sie nüchtern hinzu, »könnten wir sie auch einfach in die Abfalltonne werfen.«

»Ich glaube nicht, dass das ginge«, erwiderte Sybil. »Wahrscheinlich würde sie irgendwer aus der Tonne herausholen und uns zurückbringen.«

»Oder wir könnten sie irgendwo hinschicken«, schlug Alicia Coombe vor. »Sie wissen schon, an einen von diesen Vereinen, die einem ständig Bettelbriefe schreiben – zum Verkaufen oder für einen Basar. Ich denke, das wäre die beste Idee.«

»Ich weiß nicht«, sagte Sybil. »Ich hätte beinahe Angst, das zu tun.«

»Angst?«

»Nun ja, ich glaube, sie würde zurückkommen.«

»Sie meinen, sie würde hierher zurückkommen?«

»Ja.«

»Wie eine Brieftaube?«

»Ja, genau so.«

»Wir werden hier doch hoffentlich nicht alle langsam närrisch, oder?«, meinte Alicia Coombe. »Vielleicht bin

auch ich inzwischen total verkalkt, und Sie wollen mir bloß nicht widersprechen. Ist es so?«

»Nein«, antwortete Sybil. »Aber ich habe ekelhafte Angst – ich habe das scheußliche Gefühl, dass die Puppe uns überlegen ist.«

»Was? Dieses Bündel Lumpen?«

»Jawohl, dieses grässliche schlappe Bündel Lumpen. Denn sehen Sie, sie ist so entschlossen.«

»Entschlossen?«

»Ihren Willen durchzusetzen. Das ist jetzt ihr Zimmer, wissen Sie.«

»Ja.« Alicia Coombe blickte sich um. »Das stimmt. Eigentlich war das von Anfang an so, wenn man sich's recht überlegt – die Farben und all das… Ich dachte immer, sie passt so gut hier herein, aber es ist das Zimmer, das zu ihr passt. Ich muss allerdings sagen«, fuhr sie mit einem Anflug von Härte fort, »es ist schon ein starkes Stück, dass eine Puppe einfach so daherkommt und von den Dingen Besitz ergreift. Sie wissen, dass Mrs Groves nicht mehr hier drinnen sauber machen will.«

»Sagt sie, sie hätte Angst vor der Puppe?«

»Nein. Sie hat nur immer irgendeine Ausrede.« Dann fügte Alicia mit einem Unterton von Panik hinzu: »Was sollen wir tun, Sybil? Diese Geschichte macht mich ganz fertig, wissen Sie. Ich bin seit Wochen nicht mehr fähig, ein Kleid zu entwerfen.«

»Ich kann mich auch nicht richtig aufs Zuschneiden konzentrieren«, gestand Sybil. »Ich mache ständig die dümmsten Fehler. Vielleicht«, setzte sie zögernd hinzu, »wäre Ihre Idee, an die PSI-Leute zu schreiben, doch nicht so übel.«

»Wir würden uns nur lächerlich machen«, entgegnete Alicia Coombe. »Es war nicht ernst gemeint. Nein, ich fürchte, wir werden so weitermachen müssen bis…«

»Bis was?«

»Ach, ich weiß nicht.« Alicia lachte unsicher.

Am folgenden Tag fand Sybil, als sie ins Atelier kam, die Tür zum Anproberaum verschlossen.

»Miss Coombe, haben Sie den Schlüssel? Haben Sie gestern Abend hier zugeschlossen?«

»Ja«, erwiderte Alicia Coombe, »ich habe diese Tür abgeschlossen und sie bleibt abgeschlossen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich meine damit lediglich, dass ich das Zimmer aufgegeben habe. Wir brauchen keine zwei Räume. Wir können die Anproben auch hier drinnen machen.«

»Aber es ist doch Ihr eigenes privates Wohnzimmer.«

»Ach, ich brauche es nicht mehr. Ich habe ein sehr hübsches Schlafzimmer. Daraus kann ich sehr gut ein Wohnschlafzimmer machen, nicht wahr?«

»Wollen Sie damit sagen, dass Sie wirklich nie wieder in diesen Raum gehen werden?«, fragte Sybil ungläubig.

»Genau das wollte ich sagen, ja.«

»Aber – aber wie ist es mit dem Saubermachen? Es wird doch bald fürchterlich aussehen da drinnen.«

»Soll es doch!«, rief Alicia Coombe. »Wenn dieses Zimmer nun schon mal von einer spukenden Puppe heimgesucht wird, na gut – soll sie es behalten. Und es selber sauber machen.« Und sie fügte hinzu: »Die hasst uns nämlich.«

»Was soll das heißen?«, fragte Sybil. »Die Puppe hasst uns?«

»Ja«, erwiderte Alicia. »Haben Sie das nicht gewusst? Sie müssen es gewusst haben. Sie müssen es ihr doch angesehen haben.«

»Ja«, sagte Sybil nachdenklich, »ich glaube schon. Ich glaube, ich habe das von Anfang an gespürt – dass sie uns hasste und uns von dort vertreiben wollte.«

»Sie ist eine boshafte kleine Person«, bestätigte Alicia Coombe. »Immerhin, jetzt dürfte sie ja zufrieden sein.«

Danach wurde es etwas friedlicher. Alicia Coombe verkündete ihren Angestellten, dass sie vorläufig den Anproberaum nicht mehr benützen werde – es seien zu viele Zimmer zum Staubwischen und Saubermachen, erklärte sie.

Es half ihr allerdings kaum, als sie am Abend des gleichen Tages mit anhörte, wie eine der Näherinnen zu einer anderen sagte: »Jetzt ist sie wirklich übergeschnappt, unsere Miss Coombe. Ich hab mir ja schon immer gedacht, dass sie ein bisschen plemplem sein muss – so wie sie ständig alles verliert und vergisst. Aber jetzt ist's ganz aus, was? Sie spielt ja richtiggehend verrückt wegen dieser Puppe da unten.«

»Oh, du glaubst doch nicht etwa, sie wird echt überschnappen?«, gab das andere Mädchen zurück. »Sodass sie vielleicht mit dem Messer auf uns losgeht oder so?«

Sie gingen schwatzend weiter, und Alicia richtete sich entrüstet in ihrem Sessel auf. Überschnappen – unerhört! Dann sagte sie resignierend zu sich selbst: »Wenn Sybil nicht wäre, würde ich wahrscheinlich selber glauben, dass ich bald überschnappe. Aber ich und Sybil und Mrs Groves – wir alle drei – na, es muss doch etwas dran sein. Bloß eines kann ich mir nicht vorstellen, wie soll das enden?«

Drei Wochen später sagte Sybil zu Alicia Coombe: »Irgendwann müssen wir einmal in dieses Zimmer.«

»Warum?«

»Na, ich meine, es muss doch in einem schauderhaften Zustand sein. Die Motten werden überall hineinkommen und überhaupt. Wir sollten bloß mal kurz Staub wischen und ausfegen und dann wieder zusperren.«

»Ich würde es viel lieber abgeschlossen lassen und nicht mehr hineingehen«, wandte Alicia Coombe ein.

»Also wissen Sie«, sagte Sybil, »Sie sind ja noch abergläubischer als ich.«

»Mag sein. Ich war viel eher dazu bereit, an all diese Dinge zu glauben als Sie, aber am Anfang, wissen Sie, da – fand ich es sonderbarerweise irgendwie aufregend. Ach, ich weiß nicht. Ich habe einfach Angst und möchte dieses Zimmer lieber nicht mehr betreten.«

»Ich schon«, entgegnete Sybil, »und ich tu's auch.«

»Wissen Sie was?«, sagte Alicia Coombe. »Sie sind einfach neugierig, das ist alles.«

»Also meinetwegen, dann bin ich eben neugierig. Ich möchte gern sehen, was die Puppe gemacht hat.«

»Ich glaube immer noch, es wäre viel besser, sie in Ruhe zu lassen«, sagte Alicia. »Jetzt, wo wir nicht mehr in das Zimmer gehen, ist sie zufrieden. Lassen Sie es lieber dabei.« Sie seufzte gereizt. »Was reden wir bloß für einen Unsinn!«

»Ja, ich weiß, dass wir Unsinn reden, aber wenn Sie mir verraten können, wie wir nicht Unsinn reden sollen – also los, geben Sie mir den Schlüssel.«

»Schon gut, schon gut.«

»Ich glaube, Sie haben Angst, ich könnte sie rauslassen oder so. Ich denke mir, die ist von der Sorte, die durch Fenster und Türen gehen kann.«

Sybil sperrte die Tür auf und ging hinein.

»Wie furchtbar merkwürdig!«

»Was ist merkwürdig?«, fragte Alicia Coombe, während sie ihr über die Schulter spähte.

»Das Zimmer scheint fast überhaupt nicht staubig, nicht? Man möchte doch meinen, nachdem es so lange abgeschlossen war…«

»Ja, das ist allerdings merkwürdig.«

»Da ist sie«, sagte Sybil.

Die Puppe war auf dem Sofa. Sie lag nicht in ihrer gewöhnlichen schlaffen Haltung da. Sie saß aufrecht, ein Kissen im Rücken, und sah aus wie die Dame des Hauses, die sich anschickt, ihre Gäste zu empfangen.

»Na, die scheint sich hier ja richtig eingelebt zu haben, was?«, bemerkte Alicia Coombe. »Ich habe fast das Gefühl, ich müsste mich entschuldigen, dass wir hereingekommen sind.«

»Gehen wir«, stieß Sybil hervor.

Sie ging rückwärts hinaus, zog die Tür hinter sich zu und sperrte wieder ab.

Die beiden Frauen sahen einander an.

»Ich wüsste gern«, sagte Alicia Coombe, »warum wir uns dabei so fürchten…«

»Du liebe Güte, wer würde sich da nicht fürchten?«

»Ich meine, was passiert schließlich schon? Eigentlich gar nichts – bloß dass eine Art Marionettenpuppe im Zimmer herumbewegt wird. Ich nehme an, es ist gar nicht die Puppe selbst – es ist ein Poltergeist.«

»Das ist eine Idee.«

»Ja, aber eigentlich glaube ich nicht dran. Ich glaube, es ist – es ist doch die Puppe.«

»Wissen Sie auch ganz bestimmt nicht mehr, wo sie wirklich hergekommen ist?«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung. Und je länger ich darüber nachdenke, desto mehr bin ich davon überzeugt,

dass ich sie nicht gekauft und dass sie mir auch niemand geschenkt hat. Ich glaube, sie ist – na ja, sie ist einfach gekommen.«

»Meinen Sie, sie wird – je wieder weggehen?«

»Eigentlich«, erwiderte Alicia, »sehe ich nicht recht, warum. Sie hat ja alles, was sie will.«

Aber anscheinend hatte die Puppe doch nicht alles, was sie wollte. Am nächsten Tag, als Sybil in den Vorführraum ging, hielt sie plötzlich den Atem an. Dann rief sie die Treppe hinauf.

»Miss Coombe, Miss Coombe, kommen Sie bitte mal herunter.«

»Was ist los?«

Alicia Coombe, die spät aufgestanden war, kam etwas mühselig die Treppe herunter. Sie hatte Rheumatismus im linken Knie.

»Was ist denn mit Ihnen los, Sybil?«

»Sehen Sie her. Sehen Sie, was jetzt passiert ist.«

Sie standen in der Tür zum Vorführraum. Auf einem Sofa saß, lässig an die Armstütze gelehnt, die Puppe.

»Sie ist ausgebrochen«, rief Sybil. »Sie ist aus dem Zimmer drüben ausgebrochen! Sie will auch dieses Zimmer haben.«

Alicia Coombe ließ sich neben der Tür auf den Boden nieder. »Am Ende«, sagte sie, »wird sie wahrscheinlich das ganze Atelier haben wollen.«

»Gut möglich.«

»Du widerwärtiges, hinterhältiges, boshaftes Geschöpf«, schrie Alicia die Puppe an. »Warum kommst du zu uns und belästigst uns so? Wir wollen dich nicht haben.«

Es kam ihr so vor, und Sybil ging es geradeso, als ob sich die Puppe ganz leicht bewegte. Es war, als ob sie ihre Glieder noch ein bisschen lässiger von sich streckte. Ei-

ner ihrer langen Arme ruhte auf der Sofalehne, und es schien, als ob ihr Gesicht, halb verborgen, darunter hervorspähte. Und es war ein listiger, boshafter Blick.

»Ein grässliches Ding«, stieß Alicia hervor. »Ich halte das nicht mehr aus! Ich halte es nicht mehr länger aus!«

Plötzlich rannte sie zu Sybils völliger Überraschung quer durchs Zimmer auf die Puppe zu, packte sie, lief zum Fenster, riss es auf und schleuderte die Puppe hinaus auf die Straße. Sybil rang nach Luft und stieß einen leisen Schreckensschrei aus.

»Oh, Alicia, das hätten Sie nicht tun dürfen! Bestimmt, das hätten Sie nicht tun dürfen!«

»Ich musste etwas tun«, keuchte Alicia Coombe. »Ich konnte es einfach nicht mehr aushalten.«

Sybil trat neben sie ans Fenster. Drunten auf den Pflastersteinen lag die Puppe mit gespreizten Gliedern, das Gesicht nach unten.

»Sie haben sie umgebracht«, flüsterte Sybil.

»Reden Sie kein dummes Zeug… Wie kann ich etwas umbringen, das aus ein paar Stofffetzen besteht. Sie ist ja nicht lebendig.«

»Sie ist grässlich lebendig«, sagte Sybil.

Alicia hielt plötzlich den Atem an.

»Um Himmels willen. Das Kind dort…«

Ein kleines zerlumptes Mädchen stand neben der Puppe auf dem Bürgersteig. Es blickte die Straße entlang – eine Straße, die zu dieser Morgenstunde noch nicht übermäßig belebt war, obgleich schon ein paar Autos fuhren. Dann bückte sich das Kind anscheinend befriedigt, hob die Puppe auf und rannte über die Straße.

»Halt, halt!«, rief Alicia.

Sie drehte sich zu Sybil herum.

»Das Kind darf die Puppe nicht mitnehmen. Das darf es nicht! Diese Puppe ist gefährlich – sie ist böse. Wir müssen es aufhalten.«

Es waren jedoch nicht sie, die das Kind aufhielten. Es war der Verkehr. In diesem Augenblick kamen drei Taxis aus der einen Richtung und zwei Lieferwagen aus der anderen. Das Mädchen war auf einer Verkehrsinsel in der Fahrbahnmitte gefangen. Sybil rannte die Treppe hinunter, und Alicia Coombe folgte ihr. Sich zwischen einem Lieferwagen und einem Personenauto hindurchschlängelnd, erreichte Sybil, dicht gefolgt von Alicia Coombe, die Verkehrsinsel, bevor das Mädchen durch die vorbeifahrenden Autos die gegenüberhegende Fahrbahn überqueren konnte.

»Du kannst diese Puppe nicht mitnehmen«, sagte Alicia Coombe. »Gib sie mir zurück.«

Das Kind blickte sie an. Es war ein mageres kleines Mädchen von etwa acht Jahren, das leicht schielte. Sein Gesicht war trotzig.

»Warum soll ich sie dir geben?«, fragte es. »Hast sie doch aus dem Fenster geworfen, ich hab's genau gesehen. Wenn du sie aus dem Fenster wirfst, dann willst du sie nicht haben, also gehört sie jetzt mir.«

»Ich kaufe dir eine andere Puppe«, sagte Alicia beschwörend. »Wir gehen in einen Spielwarenladen – in welchen du willst, und ich kaufe dir die schönste Puppe, die wir finden können. Aber gib mir diese hier zurück.«

»Ich will nicht«, sagte das Kind.

Seine Arme legten sich beschützend um die Samtpuppe.

»Du musst sie zurückgeben«, befahl Sybil. »Sie gehört dir nicht.«

Sie streckte die Hand aus, um dem Kind die Puppe wegzunehmen. Da stampfte die Kleine mit dem Fuß auf, drehte sich um und rief mit schriller Stimme: »Das tu ich

nicht! Das tu ich nicht! Das tu ich nicht! Sie gehört mir ganz allein. Ich hab sie lieb. Ihr habt sie nicht lieb. Ihr hasst sie. Wenn ihr sie nicht hassen würdet, würdet ihr sie nicht aus dem Fenster geworfen haben. Ich hab sie lieb, sag ich euch, und das will sie. Sie will lieb gehabt werden.«

Und damit rannte das Kind, sich wie ein Aal zwischen den Fahrzeugen hindurchwindend, quer über die Straße und war in einer engen Gasse verschwunden, ehe sich die beiden Frauen entschließen konnten, ihm durch den Verkehr hindurch zu folgen.

»Sie ist weg«, sagte Alicia.

»Sie hat gesagt, die Puppe will lieb gehabt werden.«

»Vielleicht – vielleicht hat sie das die ganze Zeit gewollt… lieb gehabt werden…«

Mitten im Straßenverkehr von London standen die beiden Frauen und starrten einander erschrocken an.

Spiegelbild

Ich habe keine Erklärung für die folgende Geschichte, keine Theorie über das Wie und Warum. Es ist einfach etwas, das geschah.

Dennoch frage ich mich zuweilen, wie sich die Dinge entwickelt haben würden, wenn ich damals jenes eine wesentliche Detail bemerkt hätte, dessen eigentliche Bedeutung mir erst so viele Jahre danach zu Bewusstsein kam. Hätte ich es bemerkt – nun, ich glaube, das Leben dreier Menschen hätte einen völlig anderen Verlauf genommen. Irgendwie ist das ein sehr erschreckender Gedanke.

Angefangen hat alles im Sommer 1914 – unmittelbar vor Ausbruch des Krieges –, als ich mit Neil Carlslake nach »Badgeworthy« fuhr. Neil war damals, denke ich, mein bester Freund. Ich kannte auch seinen Bruder Alan, aber nicht so gut. Ihrer Schwester Sylvia war ich nie begegnet. Sie war zwei Jahre jünger als Alan und drei Jahre jünger als Neil. Während unserer gemeinsamen Schulzeit hatte ich zweimal einen Teil der Sommerferien bei Neil in »Badgeworthy« verbringen sollen, und beide Male war etwas dazwischengekommen. So kam es, dass ich das Zuhause von Neil und Alan erst kennen lernte, als ich schon dreiundzwanzig war.

Wir sollten dort eine ziemlich große Gesellschaft sein. Neils Schwester Sylvia hatte sich gerade mit einem Mann namens Charles Crawley verlobt. Er war, wie mir Neil sagte, ein gutes Stück älter als sie, aber ein überaus anständiger Kerl und obendrein recht vermögend.

Wir kamen, wenn ich mich recht erinnere, gegen sieben Uhr abends an. Die anderen waren alle bereits auf ihre Zimmer gegangen, um sich fürs Abendessen umzukleiden. Neil brachte mich zu meinem Quartier. »Badgeworthy« war ein reizendes altes Haus, das im Lauf der letzten drei Jahrhunderte durch zahlreiche An- und Umbauten erweitert worden war und in dem an den unerwartetsten Stellen kleine Stufen und Treppen hinauf- oder hinunterführten. Kurz gesagt, es war ein Haus, in dem es nicht leicht war sich zurechtzufinden. Ich entsinne mich, dass Neil versprach, auf dem Weg hinunter zum Abendessen bei mir vorbeizukommen und mich abzuholen. Mir war ein wenig beklommen zu Mute bei dem Gedanken, zum ersten Mal seine ganze Familie kennen zu lernen. Ich weiß noch, dass ich lachend bemerkte, in einem solchen Haus habe man das Gefühl, man könne in den Gängen jederzeit einem Geist begegnen, und dass er darauf leichthin erwiderte, es gehe tatsächlich das Gerücht um, dass es in dem Hause spuke, doch habe keiner von der Familie jemals etwas dergleichen wahrgenommen und er wisse nicht einmal, in welcher Gestalt der Spuk sich angeblich zeige.

Dann ging er, und ich machte mich daran, meinen Abendanzug aus dem Koffer zu kramen. Die Carlslakes waren nicht vermögend; sie konnten mit Mühe ihren alten Familiensitz halten, und es gab keine Diener, die einem die Koffer auspackten oder beim Ankleiden behilflich waren.

Nun, ich war schließlich soweit fertig, dass ich mir nur noch die Krawatte umbinden musste. Ich war dafür vor den Spiegel getreten. Darin sah ich mein Gesicht und meine Schultern und dahinter die Wand des Zimmers – eine einfache, glatte Wand, nur in der Mitte durch eine Tür unterbrochen –, und gerade als ich meine Krawatte fertig gebunden hatte, sah ich, dass diese Tür sich öffnete.

Ich weiß nicht, warum ich mich nicht umdrehte – es wäre wohl das Natürlichste gewesen. Jedenfalls, ich tat es nicht. Ich beobachtete im Spiegel, wie die Tür langsam immer weiter aufging – und blickte in den Raum dahinter.

Es war ein Schlafzimmer, größer als meines, mit zwei Betten darin, und plötzlich stockte mir der Atem.

Denn am Fußende des einen Bettes saß eine junge Frau, und um ihren Hals lagen zwei Männerhände. Der Mann drückte sie mit Gewalt aufs Bett zurück und presste ihr dabei die Kehle zu, sodass die junge Frau langsam erstickte.

Es war nicht der leiseste Irrtum möglich. Was ich sah, war eindeutig. Was dort geschah, war ein Mord.

Ich konnte das Gesicht der Frau deutlich erkennen, ihr leuchtend goldblondes Haar, das maßlose Entsetzen in ihren schönen Zügen, die sich allmählich dunkelrot verfärbten. Von dem Mann sah ich nur den Rücken, die beiden Hände und eine Narbe, die von seiner linken Gesichtshälfte bis zum Hals lief.

Ich habe eine gewisse Zeit gebraucht, um die Szene zu schildern; in Wirklichkeit jedoch vergingen höchstens ein paar Sekunden, während ich wie gelähmt in den Spiegel starrte. Dann fuhr ich herum, der Frau zu Hilfe zu eilen… Und an der Wand hinter mir, der Wand, die ich im Spiegel reflektiert gesehen hatte, stand nur ein großer viktorianischer Mahagonischrank. Keine offene Tür – keine Szene der Gewalt. Rasch wandte ich mich wieder dem Spiegel zu. Er gab bloß das Bild des Schrankes wieder…

Ich fuhr mir mit der Hand über die Augen. Dann stürzte ich zu dem Schrank und versuchte, ihn von der Wand wegzuziehen. In diesem Augenblick kam Neil vom Gang durch die andere Zimmertür herein und fragte mich, was, zum Teufel, ich denn da täte.

Er muss mich für ein bisschen verrückt gehalten haben, als ich in heftigem Ton die Gegenfrage stellte, ob es hinter dem Schrank noch eine Tür gebe. Ja, sagte er, es gebe allerdings eine Tür, sie führe ins Nebenzimmer. Ich fragte ihn, wer zurzeit in dem Zimmer nebenan wohne, und er sagte, Leute namens Oldham ein Major Oldham und seine Frau. Ich fragte ihn daraufhin, ob Mrs Oldham hellblond sei, und als er trocken erwiderte, nein, sie sei brünett, kam mir allmählich zu Bewusstsein, dass ich wohl im Begriff war, mich fürchterlich zu blamieren. Ich riss mich zusammen, stotterte eine lahme Erklärung hervor, und wir gingen zusammen hinunter. Ich musste einer Art Sinnestäuschung erlegen sein, sagte ich mir und kam mir reichlich beschämt und ein bisschen blöde vor.

Und dann – und dann sagte Neil: »Meine Schwester Sylvia«, und ich blickte in das schöne Gesicht der Frau, die eben vor meinen Augen erwürgt worden war… und ich wurde ihrem Verlobten vorgestellt, einem großen, dunkelhaarigen Mann mit einer Narbe, die über die linke Gesichtshälfte lief!

Nun, das wär's. Ich wüsste gern, was Sie an meiner Stelle getan hätten. Da stand die junge Frau – dieselbe junge Frau –, und dort der Mann, den ich mit eigenen Augen gesehen hatte, wie er sie erwürgte – und die beiden sollten in etwa einem Monat heiraten…

Hatte ich einen prophetischen Blick auf zukünftige Ereignisse getan oder nicht? Würden Sylvia und ihr Mann in der Zukunft irgendwann einmal hierher zu Besuch kommen, würde man ihnen jenes Zimmer (das beste Gästezimmer) geben, und würde die Szene, deren Zeuge ich gewesen war, grausame Wirklichkeit werden?

Was sollte ich tun? Konnte ich überhaupt irgendetwas tun? Würde irgendein Mensch Neil oder das Mädchen selbst – mir Glauben schenken?

Während der ganzen Woche, die ich dort verbrachte, wälzte ich dieses Problem in meinen Gedanken hin und her.

Sollte ich sprechen oder sollte ich es nicht tun? Obendrein hatte sich die Situation sehr bald noch weiter kompliziert. Ich hatte mich nämlich vom ersten Augenblick an in Sylvia Carlslake verliebt. Ich begehrte sie mehr als alles andere auf der Welt. Und in gewisser Weise waren mir dadurch die Hände gebunden.

Und dennoch, wenn ich schwieg, würde Sylvia sich mit Charles Crawley verheiraten, und Crawley würde sie töten…

Und so platzte ich am Tag vor meiner Abreise dann doch mit meiner ganzen Geschichte vor ihr heraus. Ich sagte, sie halte mich gewiss für nicht ganz richtig im Kopf, aber ich könne ihr feierlich schwören, dass alles ganz genau so gewesen sei, wie ich es ihr geschildert habe, und ich sei der Meinung, wenn sie Crawley unbedingt heiraten wolle, so müsse sie wenigstens von meinem sonderbaren Erlebnis erfahren.

Sie hörte mir schweigend zu. In ihren Augen war ein Ausdruck, den ich nicht enträtseln konnte. Sie wurde überhaupt nicht böse. Als ich geendet hatte, dankte sie mir bloß in ernstem Ton. Wie ein Narr wiederholte ich immer wieder: »Ich hab's gesehen. Ich hab's ganz bestimmt gesehen«, und sie antwortete: »Wenn du es sagst, ist es bestimmt so. Ich glaube dir.«

Nun, um es kurz zu machen, ich reiste ab, ohne zu wissen, ob ich richtig gehandelt oder ob ich eine Dummheit begangen hatte, und eine Woche später löste Sylvia ihre Verlobung mit Charles Crawley.

Kurz darauf brach der Krieg aus, und die Ereignisse ließen einem kaum Zeit, an etwas anderes zu denken. Ich traf Sylvia zufällig ein- oder zweimal, während ich auf

Urlaub war, aber ich ging ihr so weit wie möglich aus dem Weg.

Ich liebte und begehrte sie so heftig wie zuvor, aber irgendwie hatte ich das Gefühl, es wäre unfair, ihr das zu zeigen. Ich war schuld, dass sie ihre Verlobung mit Crawley gelöst hatte, und ich redete mir unablässig ein, dass ich meine Handlungsweise nur rechtfertigen konnte, indem ich mich Sylvia gegenüber völlig neutral verhielt.

Dann kam Neil 1916 im Feld ums Leben, und mir fiel die Aufgabe zu, Sylvia von seinen letzten Augenblicken zu berichten. Danach war es nicht mehr möglich, zu der steifen Förmlichkeit, die vorher zwischen uns geherrscht hatte, zurückzufinden. Sylvia hatte Neil vergöttert, und er war mein bester Freund gewesen. Sie war so süß – so anbetungswürdig in ihrem Kummer. Es gelang mir nur mit größter Mühe, meine Gefühle für mich zu behalten, und als ich wieder einrückte, betete ich, dass eine Kugel der ganzen unglückseligen Geschichte ein Ende machen möge. Ein Leben ohne Sylvia schien mir nicht mehr lebenswert.

Aber für mich war keine Kugel bestimmt. Eine streifte mich unterhalb des rechten Ohres, und eine andere wurde von einem Zigarettenetui in meiner Brusttasche abgelenkt, doch ich kam ohne ernstliche Verwundung davon. Charles Crawley fiel Anfang 1918.

Irgendwie änderte das alles. Als ich im Herbst 1918 unmittelbar vor dem Waffenstillstand nachhause kam, ging ich sofort zu Sylvia und sagte ihr, dass ich sie liebte. Ich hatte nicht viel Hoffnung, dass sie meine Neigung erwiderte, und war wie vor den Kopf geschlagen, als sie mich fragte, warum ich ihr das nicht schon viel früher gesagt hätte. Ich stotterte etwas von Rücksicht auf Crawley, und sie fragte: »Aber warum, glaubst du, habe ich damals mit ihm Schluss gemacht?« Und sie gestand mir, wie ich mich in sie, so habe auch sie sich in mich vom

ersten Augenblick an verliebt. Ich erklärte ihr, ich hätte geglaubt, sie habe ihre Verlobung wegen meiner Geschichte gelöst. Darauf lachte sie verächtlich und sagte, so feige wäre sie bestimmt nicht, wenn sie einen Mann wirklich liebe. Wir sprachen dann noch einmal über meine damalige Vision und fanden sie beide merkwürdig, aber mehr nicht.

Nun, danach gibt es für einige Zeit wenig zu berichten. Sylvia und ich heirateten und waren glücklich miteinander. Aber ich erkannte, sobald sie wirklich mir gehörte, dass ich nicht gerade zum allerbesten Ehemann geschaffen war. Ich liebte Sylvia über alles, aber ich war eifersüchtig, lächerlich eifersüchtig auf jeden Menschen, dem sie auch nur ein Lächeln schenkte. Zu Anfang fand sie das lustig. Ich glaube, es gefiel ihr sogar. Es bewies ihr zumindest, wie sehr ich sie liebte.

Was mich anbetraf, so erkannte ich klar und unmissverständlich, dass ich nicht nur mich selbst lächerlich machte, sondern auch den Frieden und das Glück unseres gemeinsamen Lebens in Gefahr brachte. Ich wusste es, wie gesagt, aber ich konnte mir nicht helfen. Jedes Mal wenn Sylvia einen Brief bekam, den sie mir nicht zeigte, grübelte ich, von wem er sein mochte. Und immer wenn sie mit einem anderen Mann lachte und plauderte, wurde ich mürrisch und argwöhnisch.

Wie gesagt, zu Anfang lachte Sylvia über mich. Sie fand das Ganze ungeheuer komisch. Dann fand sie es allmählich weniger komisch – und am Ende überhaupt nicht mehr.

Und langsam begann sie sich von mir innerlich zu entfernen. Nicht in irgendeinem körperlichen Sinn, doch sie zog sich seelisch vor mir zurück. Ich wusste nicht mehr, was sie dachte. Sie war nach wie vor nett zu mir – aber auf eine traurige Weise, wie aus weiter Entfernung.

Nach und nach begriff ich, dass sie mich nicht mehr liebte. Ihre Liebe war tot, und ich selbst hatte sie getötet…

Der nächste Schritt war unausweichlich. Ich wartete darauf – und fürchtete mich gleichzeitig davor.

Dann trat Derek Wainwright in unser Leben. Er besaß alles, was ich nicht hatte. Er war klug und witzig, gut aussehend und obendrein – ich muss es zugeben – ein fabelhaft anständiger Kerl. Schon auf den ersten Blick sagte ich zu mir: Das ist genau der Richtige für Sylvia…

Sie kämpfte dagegen an. Ich weiß, wie sehr sie kämpfte – aber ich half ihr nicht dabei. Ich konnte nicht. Ich hatte mich rettungslos in meinen starren, abweisenden Trübsinn verrannt. Ich litt wie ein Hund – und konnte keinen Finger rühren, um mich aus meiner Erstarrung zu befreien. Ich half Sylvia nicht. Ich machte alles nur noch schlimmer. Eines Tages brach es aus mir heraus – ich überschüttete sie mit einem Strom von wüsten, ungerechtfertigten Beschimpfungen. Ich war halb wahnsinnig vor Kummer und Eifersucht. Die Dinge, die ich zu ihr sagte, waren grausam und unwahr, und ich wusste, während ich sie aussprach, wie grausam und unwahr sie waren. Und dennoch bereitete es mir ein schlimmes Vergnügen, sie auszusprechen.

Ich sehe noch, wie Sylvia vor Beschämung errötete und in sich zusammenkroch.

Ich trieb sie bis an die Grenze ihrer Belastbarkeit.

Ich weiß noch, wie sie murmelte: »So kann es nicht weitergehen…«

Als ich an diesem Abend nachhause kam, war das Haus leer – leer. Es lag ein Brief für mich da – ganz nach klassischer Manier.

Sie schrieb darin, dass sie mich verlassen habe – für immer. Sie werde für ein bis zwei Tage nach »Badge-

worthy« fahren. Danach werde sie zu dem einen Menschen gehen, der sie liebe und brauche. Ihr Entschluss sei endgültig.

Wahrscheinlich hatte ich bis zu diesem Augenblick meinen eigenen Verdächtigungen nicht wirklich geglaubt. Meine schlimmsten Befürchtungen hier schwarz auf weiß bestätigt zu sehen, trieb mich zum Wahnsinn. Mit der höchsten Geschwindigkeit, die mein Wagen hergab, fuhr ich Sylvia nach »Badgeworthy« hinterher.

Sie hatte sich gerade zum Abendessen umgezogen, als ich in ihr Zimmer gestürzt kam. Noch heute sehe ich ihr Gesicht vor mir – erschrocken – schön – voller Furcht.

»Keiner außer mir soll dich haben«, schrie ich. »Keiner!«

Und ich packte sie mit beiden Händen an der Kehle und zwang sie rücklings aufs Bett.

Plötzlich sah ich unser Bild im Spiegel. Ich sah Sylvia dem Ersticken nahe, sah meine Hände sie am Halse würgen, sah die Narbe an meiner Wange, unterhalb des rechten Ohrs, wo die Kugel mich gestreift hatte…

Nein – ich tötete sie nicht. Die plötzliche Erleuchtung hatte mich gelähmt, ich lockerte meinen Würgegriff und ließ Sylvia zu Boden gleiten.

Dann brach ich zusammen – und sie tröstete mich. Ja, sie tröstete mich.

Ich erzählte ihr alles, und sie erklärte mir, dass sie mit den Worten, sie gehe zu dem einen Menschen, der sie liebe und brauche, ihren Bruder Alan gemeint hatte… In jener Nacht blickten wir einander in das tiefste Innere unseres Herzens, und ich glaube, seither haben wir uns nie mehr voneinander entfernt.

Wenn man sein Leben lang den Gedanken mit sich herumtragen muss, dass nur die Gnade Gottes und ein Spiegel einen davor bewahrt haben, zum Mörder zu werden, so wirkt das überaus ernüchternd. Eines jedenfalls

starb in jener Nacht – der Teufel der Eifersucht, der mich so lange besessen hatte.

Aber zuweilen frage ich mich doch – angenommen, ich hätte mich ganz am Anfang nicht geirrt – hätte die Narbe nicht, spiegelverkehrt, auf der linken Wange gesehen, da sie sich doch in Wirklichkeit auf der rechten befand… Wäre ich dann so sicher gewesen, dass es sich bei jenem Mann um Charles Crawley handelte? Hätte ich Sylvia dann gewarnt? Wäre sie heute mit mir verheiratet – oder mit ihm?

Oder sind Vergangenheit und Zukunft eins?

Ich bin nur ein einfacher Mensch – ich kann nicht vorgeben, dass ich von derartigen Dingen etwas verstehe –, aber ich habe jenes Bild im Spiegel gesehen, und weil ich es sah, sind Sylvia und ich zusammen, so wie die uralte Formel lautet: Bis dass der Tod uns scheidet. Und vielleicht über den Tod hinaus…